Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

London, oder Briefe von Altamont aus der Hauptstadt an seine Freunde auf dem Lande

Leipzig 1775

P.o.angl. 212
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10747465-6
VD18 14613492-001

P. o. angl.
212

p. o. angl
212

B. L. angl. 96.

Op 4828 a

London.

oder

Briefe von Altamont

aus der Hauptstadt

an

seine Freunde auf dem Lande.

Bayerische Staatsbibliothek München

aus dem Englischen.

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage.
1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Der Verfasser folgender Briefe läßt sich nicht einfallen, das Publikum durch einen so abgedroschenen Kunstgriff überreden zu wollen, als ob sie ächt wären. Er wird vollkommen zufrieden seyn, wenn der verständige Leser nichts darinnen findet, was der Wahrscheinlichkeit der folgenden Geschichte, die der Plan des Werks ist, zuwider wäre.

Altamont, der angegebene Verfasser dieser Briefe, ist der Sohn eines Mannes, der den Posten eines Leutenants bey der Armee mit Ehren begleitete. Er war eben so sehr wegen seines Verstandes und unerschrockenen Muthes in seinem Dienste, als wegen einer unverbrüchlichen Rechtschaffenheit und einer strengen Tugend in seinem Privatleben hochgeachtet. Er hatte eine gelehrte Erziehung erhalten, und seinen guten natürlichen Verstand durch einen unermüdeten Fleiß verbessert, den er auf jeden Theil der schönen Wissenschaften verwandt hatte. Er war ein treuer Freund und lehrreicher Gefährte: aber mit allen diesen guten Eigenschaften war er bey dem Regimente, zu dem er gehörte, doch

nicht geliebt. Die Strenge seiner Grundsätzen und seiner Lebensart machten ihn bey dem jüngern Theile seines Corps verhaßt, und ein gewisser natürlicher Stolz, der nicht gern Widerspruch litte, entzog ihm die Liebe seiner Vorgesetzten. Doch da sein Betragen allezeit untadelhaft gewesen war, und er seinen Muth bey jeder Gelegenheit gezeigt, so hatte er mehr heimliche, als offenbare Feinde.

Ungefähr im fünf und dreyßigsten Jahre seines Alters verheurathete er sich mit einem liebenswürdigen jungen Frauenzimmer, die aber kurz nach der Geburth ihres ersten Sohnes, Altamonts, starb. Dieser Verlust verbreitete über sein Gemüthe eine melankolische Dunkelheit, die ihn der geselligen Lustigkeit seiner Kammeraden noch weit verhaßter machte.

Wenn einmal ein Mann einem ganzen Corps zuwider ist, so findet man leicht ein Mittel, seiner los zu werden. Ein junger Mann, von mehr Hitze, als Muth, suchte eines Abends Händel an ihm, und foderte ihn unter dem Vorwande heraus, durch etwas, das er sollte gesagt haben, beleidigt zu seyn. Da er sich des Gegentheils bewußt war, so wollte er mit seinem Gegner nichts eher auf eine feindselige Art zu thun haben, als bis er sich

erst im Guten über die Ursache des Streites mit ihm erklärt habe. Dieß war genug: man wußte der Sache einen Anstrich zu geben, und beschuldigte ihn einer Feigheit, die ihm gar nicht natürlich war.

Seine finstere Gemüthsart gab ihm ein sich an sich selbst zu rächen, da ihn seine Grundsätze hinderten, solches an dem Urheber seines Unglücks zu thun, und er beschloß sich von allen Verbindungen mit der Welt los zu reissen. Dem zu folge begab er sich mit seinem kleinen Sohne und zween Bedienten in den abgelegensten und einsamsten Theil von Nordwallis. Hier kaufte er ein kleines Guth in einem Dörfchen, das bloß aus einigen Hütten, bestand und ziemlich weit von einer Marktstadt abgelegen war. In dieser Einöde lebte er, ganz von der Welt abgesondert, fünf und zwanzig Jahr; und den größten Theil mit seiner ganzen Aufmerksamkeit wandte er auf die Erziehung seines Sohnes. Die einzigen Gefährten ihrer Einsamkeit waren der Pfarrer des Orts mit seinen zwey Kindern, Heinrich und Charlotte, die nebst dem Altamont stets an der Erziehung Theil nahmen, welche er von seinem Vater erhielt.

Altamont zeigte sich so wohl durch seinen guten Verstand, als sein sanftes gutes Herz,

der Aufmerksamkeit seines Vaters vollkommen würdig; und der kindliche Gehorsam, den man ihm frühzeitig als die zweyte große Pflicht des Lebens eingeprägt hatte, unterdrückte das Verlangen, das er unter andern Umständen würde geäußert haben, ihn zu verlassen, um die Welt zu sehen; und alles, was er davon las, oder hörete, diente mehr seine Neugier zu erheben, als zu befriedigen. So lebte er bis ins zwey und zwanzigste Jahr. Um diese Zeit kam Sir William B— dahin, als er umher reiste, um sich als einen Kandidaten der nächsten Wahl anzubieten. Mehr Zufall, als Vorsatz, brachten ihn in das unbekannte Dörfchen, wo Altamont und sein Vater lebte. Er nahm ihn auf und unterhielt ihn mit so viel Artigkeit und Gefälligkeit, als er sich in diesem entlegenen Theile der Welt wohl nimmermehr vorgestellet hatte, so daß er sich auch gefallen ließ, ein vier bis fünf Tage da zu bleiben. Während dieser Zeit nahm ihn der junge Altamont durch seinen Verstand, seine Gemüthsart und edle Einfallt so ein, daß er von seinem Vater bey dessen Abreise erhielt, ihm seiner Fürsorge anzuvertrauen, mit dem Versprechen, daß er für sein Fortkommen so, wie er es verdiente, sorgen wollte. Altamont begleitete also seinen

Gönner nach London: er war, wie schon gesagt worden, ein junger Mensch, von guten natürlichen Talenten, dem edelsten Herzen, vieler Känntniß, so viel man nämlich aus Büchern sammeln kann, und mit den Sitten der Welt gänzlich unbekannt, übrigens aber von einer großen Fähigkeit geschwind etwas zu begreifen, welches ihm die Ausbildung seines Verstandes sehr leicht machte. Unter dieser Vorstellung empfehlen sich die gegenwärtigen Briefe dem Leser. Sollte irgend einer sich damit nicht zu vertragen scheinen, so bittet der Verfasser diesen, zu beherzigen, ehe er ihn verdammt, ob nicht entweder der Innhalt, oder die Art zu behandeln, den Fehler einigermaßen vergüten möge. Und findet er nur, daß der Gesichtspunkt getroffen ist, ich meine, das Laster hassenswürdig und ihm Empfindungen der Tugend beyzubringen, so sey er nicht in Ansehung der Mittel, deren man sich bedient, zu strenge! Thut die Arzney eine gute Wirkung, so kömmt es nicht auf die Art und Weise an, wie es ihm beygebracht wird, und ob es gerade secundum artem, oder nicht ist: Genug man sucht die Sache der Tugend zu befördern. „Welch ein Vortheil, sagt Dide„rot, würde daraus den Menschen erwach-

„sen, wenn alle nachahmende Künste sich „einen allgemeinen Endzweck vorsetzten, und „sich eines Tages mit den Gesetzen vereinigten, „uns die Tugend liebenswürdig und das „Laster verabscheuungswürdig zu machen. „Dem Weltweisen kommt es zu, sie einzuladen, „den Dichter, den Maler, den Tonkünstler „aufzufodern, und ihnen mit lauter Stimme „zuzurufen: ihr Männer von Genie, warum „gab euch der Himmel solche Talente? Hört „man ihn, so werden bald die Mauern unsrer „Paläste keine unzüchtigen Bilder mehr be- „decken: unsere Stimmen werden nicht mehr „Organe des Lasters seyn, und Geschmack und „Sitten werden daselbst herrschen.“

Briefe
von
Altamont
aus der Hauptstadt.

Erster Brief.
Altamont an Heinrich.

Ich entreiße dem beständigen Lärmen und der Strapaze der Reise, einer Strapaze, die, wie du wohl weißt, ganz neu für mich ist, ich entreiße ihm, sage ich, wenigstens eine Minute, dir und meinen Freunden zu sagen, daß ich wohl bin. Himmel! mit welcher Geschwindigkeit haben wir das zurücke gelegt, was mir ein ganz unendlicher Raum zu seyn scheint! Kaum waren wir aus den Bergen heraus, die unser Land (ach! was sage ich unser Land, das ich auf ewig verlassen zu haben scheine!) größtentheils unzugangbar machen, und betraten einen gebautern Theil der Welt; als wir unsere Art zu reisen änderten. Wir verließen unsere Pferde, und giengen in Wagen fort, die, da wir alle zehn bis zwölf Meilen(2 bis 3te halb deutsche Meilen) frische Pferde erhielten, uns mit einer Geschwindigkeit fortführten, die mir ganz unbekannt ist, so daß wir kaum einige weni-

ge Minuten darauf verwandten, und dieß über steile Felsen.

Wie kömmt mir nicht alles neu vor! neue Gesichter, neue Kleider, neue Sitten! eine neue Welt! Morgen erreichen wir die Hauptstadt. Sollte London wohl größer, wohl volkreicher, als die letzte Stadt, Chester seyn, wo wir waren?

„Ich komme gleich, Sir," — mein großmüthiger Gönner ruft mich: Die Chaise wartet. Lebe wohl, mein lieber Heinrich: Wo sie auch meinen Körper hinbringen, so wird doch mein Herz stets bey dir seyn. Lebe wohl!

Altamont.

Zweyter Brief.

Altamont an Heinrich,

London.

Allmählich, mein lieber Heinrich, fange ich an zu fühlen, daß mich eine Erziehung, die ganz von dem Umgange der Welt entfernt war, mich in mehr Verlegenheit setzt, als ich glaubte. Das einsame Leben, zu dem meinen armen Vater der Verdruß verleitete, und das ich von der Wiege an geführet, hat mich eben so ungeschickt zur Gesellschaft als unwissend in den Sitten der Welt, ja selbst so unbekannt mit der Insel gemacht, worinn ich gezogen

und geboren bin, als einen Bewohner eines andern Planeten.

Der gänzliche Widerwille und Abscheu, den mein Vater für jede Art von Verbindung mit einer Welt hatte, wo man mit ihm so grausam verfahren, war die Ursache, wie ich ihn oft sagen gehöret, warum er den entferntesten Theil einer Insel aufgesuchet, wo kein Fremder hin kommt, und wo die Eingebornen sehr dünne gesäet sind. Du weißt selbst mehr als zu gut, wie ich in eine solche Einöde mein ganzes Leben hindurch bin eingeschloßen gewesen. Es ist wahr, man hat mich frühzeitig mit Büchern, und durch sie mit Menschen und Sitten der ersten Zeitalter bekannt gemacht: was aber die gegenwärtigen anbetrifft, so weiß ich so wenig davon, als ob ich gestern erst wäre geboren worden. Denn ob man gleich in Büchern alles findet, was nöthig ist, die Seele zu unterrichten, und unser Urtheil in Sachen von Wichtigkeit zu leiten; so ist doch nichts, als Erfahrung und Beobachtung, was uns eine Einsicht in die kleinsten Gewohnheiten verschafft, mit welchen Geschäfte unter Menschen im gemeinen Leben geführet werden. Mit jedem Augenblicke werde ich dieß zu meinem Nachtheile durch die Verlegenheiten gewahr, in denen ich

mich befinde, da ich nicht weiß, wie ich mich in den gemeinsten Vorfällen betragen soll, und Unschicklichkeiten begehe: überdieß bin ich mehr als einmal abgeschreckt worden zu fragen, wie ich wohl wünschte, weil ich die Leute geneigter finde, mich auszulachen, als mich zu unterrichten. Du wirst es vielleicht für wunderlich halten, daß ich deswegen andern lächerlich vorkomme, weil ich nicht weiß, was ich unmöglich wissen kann: aber es ist nun nicht anders, und ich finde, daß ich alle meine Kräfte anstrengen muß, diese Dinge zu lernen, deren Unwissenheit, sie mag noch so, an sich selbst nichtswürdige Kleinigkeiten betreffen, den weisesten Mann dem Gespötte eines Thoren mit jedem Augenblicke aussetzen. Die Güte meines edlen Beschützers wird mir leichter durch die wichtigern Auftritte des Lebens helfen, in die er mich eingeführet hat. O mein Heinrich, welch ein Feld hat er meinen Augen geöffnet! Wie kann ich dir nur die Hälfte von den erstaunenswürdigen Dingen beschreiben, die mir schon aufgestoßen sind! Und doch, wo kann ein Vergnügen in der Welt seyn, das ich dem gleich fände, denen, die die Gefährten meiner Einsamkeit waren, alles mitzutheilen, was mir nur ein Vergnügen macht? Erwarte also, die wahren Ge-

danken meines Herzens über alles, was mir vorkommt, zu hören. Ich will dir jedes Ding schreiben, so wie mir es aufstößt, und dir schreiben, so oft ich kann. Lebe wohl. Sey versichert, daß ich, ich sey wo ich wolle, allezeit dein treuster Freund bin.

Altamont.

Dritter Brief.

Altamont an seinen Vater.

London.

Kann wohl irgend eine Entfernung, mein ewig geliebter und verehrungswürdiger Vater, die süße Erinnerung Ihrer Zärtlichkeit und Sorgfalt für mich aus meinem Herzen reißen? Kann irgend ein Gegenstand, er sey für mich so neu er wolle, jemals Ihre väterlichen Lehren aus meinem Gedächtnisse verdrängen, oder ich jemals mit trocknen Augen mich des rührenden Gebets erinnere, das Sie bey meinem Abschiede für mich zum Himmel schickten? Nein, sicher! niemals. Und ich fange allmählich an, die Wirkung der verdorbenen Sitten zu sehen, vor denen Sie mich so oft gewarnet haben. Ich bin itzt unter Leuten, die allen Unterschied von Blutsfreundschaft

vergessen zu haben scheinen, und dadurch alle die schätzbaren Vortheile vernichten, die aus einer solchen Verbindung entstehen. Einander unter dem Namen Onkel, oder Vetter, ja selbst Bruder, oder Schwester, anzureden, ist Mangel an Lebensart. Der Vater heißt seinen Sohn „Sir", und die Mutter nennt ihre Tochter „Miß —" Was Wunder ist es denn, wenn der Vater den Sohn mit der Gleichgültigkeit eines Fremden behandelt, und die Tochter auf gleiche Rechte mit ihrer Mutter Ansprüche macht? Wahrhaftig das Bestreben solche Verbindungen zu verwirren, und selbst die Erinnerung daran zu vertilgen, muß das sicherste Mittel seyn, die Folgen davon zugleich zu verlieren. Wie leicht ist die brüderliche Liebe vergessen, wo Brüder einander als Fremdlinge begegnen! Wie leicht wird ein Vater sein Ansehen verlieren, wenn er seinen Sohn mit einer Unterscheidung behandelt, die ihn mit sich auf gleichen Fuß setzt, und auf die ihm kein Rang im menschlichen Leben ein Recht giebt.

Da die gesellschaftlichen Verbindungen der Menschen, die mit keiner Verwandtschaft verknüpfet sind, sich auf bloße Grundsätze einer gegenseitigen Convenienz gründen, können nach eben den Grundsätzen leicht zerrissen

werden: aber die Bande des Bluts sind von der Natur geknüpft, sie sollten also heilig und unauflöslich seyn, außer nur in Fällen von der äußersten Wichtigkeit. Dieß sind die Verbindungen, die den größten Theil der gesellschaftlichen Glückseligkeit ausmachen. Jede Gewohnheit also, die ihre Wirkung zerstören kann, man mag dafür anführen, was man will, und der Wahn der Menschen mag sie noch so sehr durch ihr Ansehn heiligen, bleibt allezeit unnatürlich und verachtungswerth. Niemals lasse mich der Himmel die Zufriedenheit verlieren, die mir das Bewußtseyn verschaffet, daß ich mich allezeit als den getreusten Sohn gegen den besten, gütigsten Vater bezeiget habe! Leben Sie wohl.

Altamont.

Vierter Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Wir sind nun ungefähr einen Monat in London, und seit der Zeit bin ich in einer beständigen Unruhe gewesen. Immer habe ich eine so große Menge neuer Gegenstände vor mir gehabt, daß ich noch nicht die Kunst erreichet habe, sie deutlich zu sehen, und nur so viel Zeit übrig gehabt habe, zu staunen. Wir

haben oft, mein Heinrich, von der Spitze eines hohen Berges eine weite und mit mancherley Aussichten abgeänderte Gegend betrachtet: wie lange aber währte es, ehe das Auge sich von dem Anblicke der ganzen Landschaft überhaupt zurückziehen, und sich auf die einzelnen Gegenstände so heften konnte, daß es vermögend war, das Ganze in eine gewisse Ordnung zu bringen, und ihre Schönheiten mit mehr Gemächlichkeit zu beschauen! Dieß ist gerade der Fall in Ansehung dieser Stadt, oder noch besser dieser Welt; denn so kann man es im eigentlichen Verstande nennen, da kaum ein Theil der bekannten Welt ist, das nicht seine ihre Representanten hat. Sollte ich dir sie in ganzem Umfange beschreiben, so würde es mir an Bildern fehlen, wodurch ich mich dir verständlich machte. Du kannst Dir aber leicht die Menge von Menschen vorstellen, die eine Stadt enthält, die außer dem ungeheuern Umfange, in die Luft hinaus vier bis fünf Stock hoch gebauet ist. Die größte Unbeqvemlichkeit, die ich finde, ist, wann ich auf der Straße gehe. Ein Mann, der nicht einer so großen Menge gewohnt ist, wird von dem Volke, wie von einem großen Strohme mit fortgeführet. Mehr, als einmal, bin ich eine weite Strecke von dem Wege ,den ich nehmen wollte, fort-

getragen worden, weil ich mich nicht dem Haufen entreißen konnte, der mich umgab. Ich komme oft von den Stößen der Ellbogen dererjenigen ganz blau nach Hauße, die ungestümer, oder fertiger sind, als ich. Ein Mann, der hinter mir ist, oder dessen Geschäfte, oder Vergnügen Geschwindigkeit erfodert, dreht mich gewiß, wann er bey mir vorbeygeht, um und um, und würde mich mitfortnehmen, wenn nicht wieder ein anderer, der mir mit gleichem Ungestüm entgegen läuft, mich wieder umdrehte und an meinen vorigen Ort stellte. Dieß geschieht bloß in dem Theile der Stadt, der vorzüglich den Geschäften angewiesen ist, und der eigentlich die Stadt genannt wird. Der Theil der Stadt, wo die vornehmsten Leute wohnen, und wo mein Patron ein Haus hat, das zu prächtig ist, als daß ich dir es beschreiben kann, ist weniger für die Fußgänger beschwerlich, da Personen vom Stande sich in sehr schönen Kutschen von einem Orte zum andern bringen lassen, und denjenigen die Fußwege frey lassen, die ihr weniges Vermögen verbindet, ihre Gesundheit durch die Bewegung des Gehens zu befördern. Du, der du so gut, als ich, zu starken Uebungen abgehärtet worden, und deren Zeitvertreibe

selbst oft von einer thätigen und mühsamen Art waren, lachen freylich darüber, daß Leute von voller Gesundheit und Stärke sich von Pferden an einen Ort schleppen lassen, der oft nicht weiter ist, als daß ich, oder du, ihn nicht leicht in zehn Minuten begehen sollte: Aber was wirst du erst sagen, wann ich dir sage, daß die galante Art einen wohlgeputzten Mann von einer Straße in die andere zu bringen in einem kleinen Kasten geschieht, der ungefähr so groß, als sein Körper, ist, und zwischen zwey Stangen hängt, die von zween Männern getragen werden? Glaube mir, mein lieber Henrich, um ein galanter Mann zu seyn, muß man keinen kleinen Theil von gemeinem Menschenverstande aufgeben. Adieu.

Altamont.

Fünfter Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Ich sagte dir zu Ende meines letzten Briefs, daß ein galanter Mann keinen geringen Theil seines gesunden Menschenverstandes hier aufgeben müsse: aber ich fürchte, was ich jeden Tag aufs neue in dieser Stadt sehe, reicht da

noch nicht zu: ich wünsche, daß er nur nicht gezwungen seyn möge, auch oft etwas von seiner nur gemeinen Rechtschaffenheit aufzugeben. Ich bin oft vor Verwunderung außer mir, daß Leute, die so bereitwillig sind, eine Verbindlichkeit für gewisse Pflichten überhaupt zuzugeben, so wenig Achtung für dieselben insbesondere haben. Es ist nicht eine gesellschaftliche Pflicht, deren Verbindlichkeit irgend ein Mensch läugnen wird: und doch wirst du kaum Einen finden, der, wann er sie verletzt, sich dadurch der geringsten Verachtung aussetzt, oder nur einige Gefahr läuft, seiner Bekannten und Freunde Ehrenbezeigung, oder so gar Hochachtung, zu verlieren. Ich war gestern in einer großen Gesellschaft, wo verschiedene Personen, die ich für verehrungswürdig zu halten gelehrt bin, sehr viel Rühmens von einem Menschen machten, der abwesend war. Sie nannten ihn einen würdigen Mann, eine ehrliche Seele, einen vortreflichen Freund, einen guten Gesellschafter, kurz sie schrieben ihm alle Eigenschaften zu, die einen Mann nur liebenswürdig machen können. Unter andern Lobsprüchen sagte eine Person, „er sey bey dem andern Geschlechte der glücklichste Mann von der Welt.“ Da ich nicht wußte,

was er damit sagen wollte, so fragte ich einen andern, der mir zu nächst saß. Er schien sich über meine Frage sehr zu wundern; sagte mir aber, daß man einen Mann für sehr glücklich beym Frauenzimmer nennte, wenn er von den meisten wohl gelitten, und seine verliebten Angriffe auf sie ihm nicht leicht fehl schlügen. Aber, versetzte ich, nicht wenig erstaunt: verträgt sich das mit einem rechtschaffenen und tugendhaften Manne? „O vollkommen, antwortete mein Lehrer:“ freylich kömmt er bisweilen dadurch ins Gedränge. Der Herr, z. B., von dem wir reden, ist letzthin noch mit vieler Mühe entwischt, daß er nicht ein junges Mägdchen heurathen müssen, mit der er einen Roman gespielt. Ihr Bruder schien die Sache durchsetzen zu wollen: aber mein Freund hatte zum Glücke den Einfall, ihn zum Zweykampfe heraus zu fodern: und das stund dem jungen Herren nicht an. „Und dieß soll ein ehrlicher Mann seyn? rief ich erstaunt aus. — „Warum nicht?“ — Ich schwieg: denn ich sah deutlich, daß wir einander nicht verstehen mußten. Lebe wohl.

Altamont.

Sechster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Wer Unterricht suchet, findet immer etwas zu thun. Ob ich gleich kein angewiesen Geschäfte habe, so drückt mich doch nie die Zeit. Ich bringe mein ganzes Leben mit Beobachtung zu. Ich bin in einer so großen Unwissenheit von der Welt und ihren Gewohnheiten erzogen worden, daß jeder gemeine Umstand für mich eine Sache von Wichtigkeit wird. Alles, was ich sehe, setzt mich in Erstaunen, und viele Dinge wollen mir gar nicht in Kopf. Ich habe gar keine Regel, nach der ich mich bey meinen Untersuchungen richten kann, als den gemeinen Menschenverstand: und in Ansehung vieler Dinge, die mir aufstoßen, finde ich, daß sie von gar keinem Nutzen sind. Wenn Gebräuche sich auf bloße Ausschweifung gründen, und von Charaktern bloße Kaprize die Triebfeder ist: so würde es eben so einfältig seyn, sie nach den Regeln der Vernunft aus einander setzen zu wollen, als wenn man die Milch nach Pariser Fuß abmessen wollte. Das ist nicht der eigentliche Maasstab, den man dabey gebrauchen kann, ob sie gleich in einer entfernten Verbindung stehen können.

Hier ist eine durchgängig herrschende Gewohnheit, von der ich mir keine Rechenschaft geben kann, ich mag denken, was ich will. Es läßt sich zwar leicht begreifen, daß eine ausgebreitete Bekantschaft ein großer Trost seyn und viel Vortheil verschaffen könne: auch läßt sich wohl einsehen, daß es unruhige, oder neugierige Menschen genug giebt, die aus einer Gesellschaft in die andere, und oft in einem und demselben Abende umherlaufen, weil sie doch oft in der einen hören, was sie in der andern nicht hören. Aber was sollen wir von denen denken, deren es eine große Menge giebt, die sich mit der größten Sorgfalt und mit verschwenderischen Kosten ankleiden, sich in einen Wagen werfen, und vielleicht in einer abscheulichen, regnichten und fürchterlichen Nacht von eines Freundes Hause zum andern, vier Stunden hinter einander fahren lassen, nicht nur ohne iemals Einen ihrer Freunde zu sehen, sondern auch so gar ohne irgend eine Absicht, oder so gar einen Wunsch sie zu sehen? An jedem Hause lassen sie ihren Namen auf ein Kartenblatt geschrieben, oder gedruckt, als eine Erinnerung abgeben, daß ihre Freunde eine gleiche Bemühung über sich nehmen mögen. Wie man sich diese Gewohnheit nur auf eine wahrscheinlich vernünftige Weise

erklären will, das verstehe ich nicht, besonders, wann man höret, daß diejenigen, die dieß alle Abende ihr ganzes Leben hindurch thun, mit uns einstimmig sind, wann man über die ungeheure Albernheit dieser Gewohnheit, schreyt. Aber, wirst du fragen, sehen denn diese Freunde einander niemals? Ja, vielleicht ein, oder ein paarmal des Monats. Da ladet eine Dame die Hälfte mehr Leute ein, als ihr Haus fassen kann: aber sie weiß schon, daß wenigstens allezeit Eines von zwo Personen nicht kommen wird, weil sie schon anderswo versprochen ist, so daß wenigstens ihr Haus gewiß nicht so voll wird, als es seyn könnte. Vielleicht wirst du dieß eben nicht für sehr vortheilhaft halten, um das Angenehme von der Gesellschaft zu genießen, da die Frau vom Hause kaum so viel Zeit hat, einer solchen Menge von Menschen nur das erste Kompliment zu machen. Du hast freylich recht. Sie kommen aber auch nicht zusammen, der Gesellschaft durch ein angenehmes Gespräche zu genießen; nein, die ganze Absicht ist, Spielparthien zu machen: und wann die Wirthinn einmal ihre Gesellschaft in Ordnung gebracht und die Tische besetzt hat, so ist ihr Amt gethan, und so überläßt sie es nunmehr ihnen sich zu unterhalten. In weniger, als zehn Minuten ist ihre ganze

Aufmerksamkeit von ihrem vorhabenden Geschäfte so eingenommen, daß die Dame von Hause nichts mehr, als eine Gastwirthinn ist, und sich weiter um kein einziges von der Gesellschaft bekümmert, als höchstens an dem Tische, wo sie selbst mit zu spielen das Loos getroffen. Es ist eben so schwer für mich, Dir zu erzählen, als es Dir unmöglich seyn wird zu begreifen, wie sehr das Kartenspiel bey Alt und Jung, bey Hohen und Niedrigen, bey Reichen und Armen von einem Ende der Stadt bis ans andere den ganzen Kopf einnimmt. Das Spiel ist eine Wissenschaft, in der man eben so unumgänglich erfahren seyn muß, als es nöthig zu ist, lernen, wie man sich bücken, oder antworten muß, wann man auf uns redet. Ja, ich frage sehr oft, ob nicht eine Unwissenheit der Karten der unglücklichste Fehler sey, in den ein Mann verfallen kann: denn ich finde, daß ein Mann mit keiner andern Wissenschaft, und dieß im buchstäblichsten Verstande, als der von den Spielen, Whist und Quadrille, Leo und Lansquenet, ja ein Mann, der so gar nie auf einige andere Art von Unterhaltung einen Anspruch macht, als was auf diese Spiele eine Beziehung hat, bey der artigen Welt in Ansehen steht, und für einen sehr angenehmen Mann gehalten wird: da

Im Gegentheil weder Talente, noch andere liebenswürdige Eigenschaften in einem galanten Zirkel, Unwissenheit im Spiele, oder Mißfallen an demselben, vergüten. Ein Mensch, der niemals spielet, muß zufrieden seyn, wenn er nur einmal des Tages wohl aufgenommen wird. Nämlich des Morgens, wenn es die Mode nicht ist, zu spielen, wird man ihn vielleicht mir Achtung und Ehrerbietung aufnehmen: aber des Abends ist es ganz anders: da kann er allenfalls mit einer kalten Höflichkeit vorlieb nehmen, und hat Ursache sich für glücklich zu halten, wenn man ihm nicht mit Unwillen den Stuhl reicht, auf dem er sitzen soll, weil er von einem Kartenspieler weit würdiger könnte eingenommen werden. Lebe wohl.

Altamont.

Siebender Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Nichts setzet mich hier in so großes Erstaunen, als daß die Bedürfnisse des Lebens nicht nur nicht ohne viel Schwierigkeit können erhalten werden, sondern daß ich viele hun-

dert Menschen nicht nur ihr Brod gewinnen, sondern auch große Reichthümer dadurch sammeln sehe, daß sie Dinge machen und verkaufen, wo mein ganzer Verstand nicht zureichet, ihren Nutzen ausfündig zu machen. Das Volk dieser Stadt läßt sich nicht damit begnügen, daß es den Körper mit jeder Art von Kleidung versieht, nicht so viel er zur Noth braucht, sondern wie sie die fruchtbarste und verschwendrischste Einbildungskraft ersinnen kann. Sie gehen noch weiter. Die Hälfte ihrer Zeit wenden sie darauf, Bedürfnisse zu ersinnen, und die andere, ihnen abzuhelfen. Sie scheinen auf die zween Grundsätze alles zu bauen; daß kein Mensch in der Welt sich mit Etwas bemühen würde, wenn er es Umgang nehmen könnte, und daß kein Mensch Etwas für sich thun würde, wenn er es dahin bringen könnte, daß es ein anderer für ihn thäte. Dem zufolge ist kaum das einfachste Geschäfte, daß man sich nur in der Natur denken kann, wozu man nicht, um es recht leicht thun zu können, eine oder die andere Maschine erfunden hat: und ein Mensch der zum Unglücke eines seiner Glieder, oder Sinnen verloren hat, oder derselben nicht gebrauchen mag, findet zehn Leute, die für ihn um eine kleine Belohnung alles verrichten.

Soll ein Schuh an Fuß angezogen, oder ein Korkstöpsel aus einer Flasche heraus gezogen, oder ein bischen Fleisch, das zwischen die Zähne gekommen, heraus gebracht werden, so findest du in jedem Laden zwo oder drey Maschinen zu jeder dieser Absichten, von deren jeder der Erfinder dir mancherley Vortheile erzählen wird, die der seinigen vorzüglich eigen sind.

Ich gieng gestern durch die Straße, und sah bey einer Thüre mit großen goldnen Buchstaben geschrieben: „R. Green Zahnarzt.“ Da ich nicht begreifen konnte, was das für eine Handthierung wäre, so fragte ich jemanden, der an seiner Thüre stund. Zum Glücke war er es selbst. Er unterrichtete mich, daß er allen Schäden an Zähnen und Zahnfleische abhülfe, daß er die Ehre habe, dem größten Theile des Adels die Zähne abzuputzen, und daß er ihnen zwey bis dreymal den Weinstein benähme. Ich fragte, was das hieße, den Weinstein benehmen? Er sagte mir, daß die Hitze des Magens und dasjenige, was in Zähnen hängen bliebe, eine Inkrustation auf den Zähnen, von der Art eines Kalkes, verursachte; welcher, wenn er nicht weggeschafft würde, die Zähne in wenig Jahren zu Grunde richtete, und bat sich zum

Beschluß die Ehre aus, meinen Mund in Ordnung zu bringen. Man hatte mich so oft vor den Betrügereyen der Stadt gewarnet, daß ich gewiß glaubte, es sey hier mehr auf meinen Beutel, als meine Zähne, abgesehen, zumal da ich nie daran gedacht, ob es mit diesen richtig wäre, oder nicht, und mich also in größter Geschwindigkeit auf und davon begab. Frage doch einmal unsere Charlotte, die den schönsten Zahn von der Welt führt, ob sie ihm jemals den Weinstein nehmen lassen: Ich glaube nicht. Aber Herr Green würde sie ohne seine Beyhülfe gewiß auch nicht für so schön halten. Hierdurch erfuhr ich inzwischen, daß niemand, als diejenigen, die keinen Zahnarzt bezahlen können, sich die Zähne selber putzen. Ich hatte schon zuvor gelernt, daß viele hundert von unserm eignen Volke, und noch viele hundert mehr aus einem benachbarten Königreiche, ein Ansehnliches damit gewinnen, daß sie anderer Leute Köpfe kämmen: ja, seit der Zeit habe ich erfahren, daß es auch hier verschiedene Leute giebt, die sich damit beschäftigen, anderer Leute Fingern die Nägel abzuschneiden und in Ordnung zu halten. Ich lebe in einer beständigen Furcht, daß es nicht etwan auch unartig läßt, wenn man sich seine eigne Spei-

se kauet: denn in dem Falle würde ich sicher verhungern; denn schon itzt laufe ich oft durch die sinnreiche Kunst der Modeköche Gefahr, da sie, die Dinge, die sie zurichten, so zu verstellen wissen, daß mir selten bey Tische etwas vorkömmt, an das ich mich wage, bis mein Patron so gütig ist, mich zu unterrichten, aus was es besteht.

Sollte man nicht glauben, die Natur habe uns mit jedem, was unsere Bedürfnisse erfodert, so reichlich versehen, daß sie uns nichts zu wünschen übrig ließ, und daß das Uebermaaß von Glückseligkeit uns genöthiget, unsern Witz anzustrengen, um einige erkünstelte Bedürfnisse der Verschiedenheit wegen zu ersinnen. Glückselig sind die, die keine Bedürfnisse kennen, als die sie die Natur lehret, und die weder Schwelgerey, noch Müßiggang hindert, ihnen auch für sich selbst abzuhelfen. Lebe wohl.

Altamont.

Achter Brief.

Altamont an seinen Vater.

London.

Von meiner ersten Kindheit an haben Sie, mein verehrungswürdigster Vater, keine Mü-

he gesparet, mich in den wahren Grundsätzen der christlichen Religion zu unterrichten. Zu dem Ende haben Sie mich durch alle die verschiedenen Theile des unschätzbaren Buches hindurch geführet, welches das heilige Wort unsers Schöpfers, und die Lehren unsers gesegneten Erlösers enthält. Sie zeigten mir, wie wundervoll die Ausübung jeder geselligen Pflicht, die etwas zur Glückseligkeit des Menschen beytragen kann, in den Lehren des Evangeliums enthalten ist; und wie genau die Glückseligkeit des künftigen Lebens mit dem gegenwärtigen in Verbindung steht, und alles dieses auf eine so deutliche, einleuchtende Art, daß auch nicht der mindeste Zweifel Zweifel durch das ganze System übrig blieb. Urtheilen Sie also über mein Erstaunen, wann ich bey einer nähern Bekanntschaft mit der Welt finde, daß der ganze Körper der Christenheit durch unzählige Zänkereyen lange Zeit zerrüttet und in verschiedene Sekten getheilet worden, deren Lehren einander eben so zu widersprechen scheinen, als der Mahometaner und Juden ihre. Da ich mich dieser Tage in einem Buchladen umsah, zählte ich nicht weniger, als sieben bis acht große Werke unter dem Titel: „Erläuterungen, Erklärungen, Auslegungen der heil.

Schrift. Wahrhaftig, sagte ich, in der Bibel, die ich gelesen habe, fand ich nicht eine so große Menge von Schwierigkeiten, daß sie aller dieser Kommentare nöthig gehabt, sie verständlich zu machen. Unfehlbar war sie vormals sehr dunkel, und ist durch die Bemühung dieser Schriftsteller in die Deutlichkeit versetzt worden, die man itzt darinnen antrifft. „Nichts weniger, sagte der Buchhändler, die Bibel ist allezeit so gewesen, wie Sie sie itzt sehen; aber, da jede Sekte gewisse Lehren ihren eignen Begriffen gemäß erkläret, so sind Streitigkeiten und Kontroversen entstanden, die mehr Bücher veranlaßt haben, als Sie in meinem ganzen Laden sehen.“ Gut, versetzte ich: aber nunmehr werden sie doch über die wahren Bedeutungen einig seyn, und keine Stelle darinnen wird mehr Anlaß zu Streitigkeiten geben. Der Buchhändler sah mich steif an, und antwortete: „ er wisse nicht, was er dazu sagen sollte:“ aber ein Mann mit einer sehr ernsthaften Miene, der im Laden las und unserer Unterredung zugehöret, kehrte sich zu mir und sprach: „Sie müssen sehr unbekannt mit der wahren Beschaffenheit dieser Streitigkeiten seyn, junger Herr! wenn Sie glauben, diese werden jemals geendiget werden, so lange die Welt steht. Das, was

wir glauben sollen, wird niemals gewiß bestimmt werden, so lange Ihnen jeder Schriftsteller erkläret, nicht was die Schrift lehret, daß man glauben soll, sondern was er selbst nicht glaubt, und nicht zu glauben entschlossen ist, und zu dessen Behauptung er jede Stelle, die er findet, so lange martert, bis sie seinem eigenen Glaubensbekenntnisse gemäß ist, und selbst ganz widersprechende Stellen zwinget, daß sie zu seiner Hypothese passen. Seine Leidenschaften haben eben dieses System entworfen und seinen Verstand gebändiget, dieses zu vertheidigen. Die Religion ist daher weniger eine Richtschnur unsers Lebens, sondern eine Materie geworden, worüber wir unsern Witz üben und disputiren. Es ist bey uns ein weiter Schritt, mit so vieler Hitze wir auch schließen, von dem Bekennen zum Glauben, und ein noch weit größerer, vom Glauben zum Thun. Sobald die Auslegung irgend eines Gebots unserer Religion unserm Eigennutze, oder unserer Neigung zu widerstreiten scheint, so machen wir gegen die Glaubenslehren Einwürfe, und dabey kömmt auch das Praktische der Religion ins Gedränge. So lange die Menschen gesund und munter sind, geht es mit dieser ganzen Sophisterey gut: dann wissen sie schon die Religion zu-

rückzuhalten, damit sie ihnen keine Unruhe machet: denn ist ihnen eine Sekte zu strenge, so ist es ja leicht, einer andern ihre Sätze anzunehmen, die es weniger sind. Allein, der Fall ändert sich, wenn sie sich dem Schlusse des Lebens nähern: alsdann sind sie froh, wenn sie die süßen Verheißungen der Religion zum Troste herbey rufen können. Denn ob es ihnen gleich unmöglich ist, ohne Vergnügen zu leben, so können sie doch auf keine Weise wünschen, ohne Hoffnung zu sterben."

Dieses Mannes Gesprächigkeit gefiel mir über die massen, und ich nahm mir die Freyheit ihn zu fragen, zu welcher Sekte er sich bekenne? „Ich bin, sagte er, ein Christ, und weiter kann ich ihre Frage nicht beantworten. Ich halte mich an den Gottesdienst der englischen Kirche, weil ich das öffentliche Gebet für eine der wichtigsten Pflichten und die von dieser Kirche eingeführte Form noch für diejenige halte, wider die sich das wenigste unter allen sagen läßt: indessen lasse ich mir weder von ihr, noch von einer andern Kirche in Sachen, die den Glauben betreffen, etwas vorschreiben. Ich mache mir meine eignen Glaubensartikel nach der untrüglichen deutlichen Vorschrift, die unser Heiland selbst uns hinterlassen hat: und ich bemühe mich

die beiden großen Gesetze auszuüben; Fürchte Gott und liebe deinen Nächsten.“ — „Ich hoffe, Sir, sagte der Buchhändler, die Einfalt ihrer Grundsätze wird nicht viel Beyfall finden: Denn geschähe dieß, so würden für viele tausend Pfund meiner Waare zu den Stärkenweibern und Würzkrämern reisen.“ Der Herr versicherte ihn, daß er dießfalls nichts zu fürchten habe, und nahm seinen Abschied. Ich gieng voll melankolischer Betrachtungen über die Thorheit der Menschen nach Hause, die sich so viele Mühe geben, den Weg zum Himmel so schwer und verwickelt zu machen, da Gott selbst ihn so eben und leicht auch für die niedrigste Fähigkeit gemacht hat. Leben Sie wohl.

Altamont.

Neunter Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Aus der ersten Anrede, die allezeit zwischen zween Freunden vorfällt, die einander begegnen, solltest du gewiß glauben, daß die Bewohner dieser Stadt ihre ganze Aufmerksam-

keit, zwischen der Sorge für das Beste ihrer Nebengeschöpfe insbesondere, und die allgemeine Wohlfahrt überhaupt theilten; daß ihre erste Angelegenheit sey, sich als gute Christen, und ihre nächste, sich als gute Bürger zubezeigen: Denn die erste Frage, die man thut, ist allezeit: „Wie befinden Sie sich?" gleich als ob ihr erster Wunsch unsre Privatwohlfahrt sey: und die andere: „Was giebts gutes Neues:" als ob ihr zweytes Augenmerk das Beste des Staates sey. In der That scheint die zwote Frage ihnen am meisten von Herzen zu gehen. Denn jedermann scheint sich hier das Beste des Staats mehr angelegen seyn zu lassen, als seines Nachbars seines, oder selbst sein eigenes. Alles, was hier lebt und webt, ist Neuigkeitskrämer: und man kömmt zu Hunderten zusammen, bloß in der Absicht über Neuigkeiten zu schwatzen, Neuigkeiten zu hören und das Beste der Nation zu entscheiden. Wann eine öffentliche Angelegenheit schief geht, so geräth die ganze Stadt sogleich in Bewegung, und jedes, auf das Du stößest, hat in einer halben Stunde einen untrüglichen Plan entworfen, wodurch alles Krebsgängige wieder in rechten Gang könnte gebracht werden. Hieraus ist klar, daß an allen Unternehmungen, die jemals mißriethen,

nichts schuld ist, als daß man zum Unglück die Sache gerade der einzigen Person im Königreiche anvertrauet, die nicht damit umzugehen verstund. Ich gestehe, daß mir anfänglich die Wissenschaft kaum begreiflich war, die jedermann, von größtem Staatskundigen bis zum niedrigsten Handwerker hinab von öffentlichen Angelegenheiten zu haben schien: da ich mir einbildete, daß dieselben der Sorge einiger wenig wichtiger Männer anvertrauet wäre, die zu solchen Dingen die nöthige Kenntniß und Fähigkeit hätten und sich schwerlich herablassen würden, den niedrigsten Pöbel von den geheimsten Triebfedern ihrer Handlungen zu unterrichten. Aber man sagte mir bald, daß jeden Morgen eine gewisse Anzahl von Blättern ausgegeben würde, die alle Staatshändel nicht nur von unserm eignen, sondern von allen Völkern in Europa enthielten, und daß aus diesen ein Mann so viel Kenntniß schöpfen könne, als er brauchte, so gut und so lange über den Zustand öffentlicher Angelegenheiten zu schwatzen, als irgend einer, der mit der Behandlung derselbigen noch so vertraut bekannt wäre.

Höchst zufrieden über diese Nachricht beschloß ich alle Morgen in eines von diesen Häusern zu gehen, wo man diese Wissenschaft

erlangen und einen hinlänglichen Grund für das Gespräche des ganzen übrigen Tages legen kann. Ich fieng also eines Morgens an, meinen Vorsatz auszuführen, und that es mit solchem Eifer, daß ich mich nun vollkommen für fähig hielt von den öffentlichen Angelegenheiten so gut, als ein Staatsminister, zu sprechen. Ich brachte also eine Neuigkeit vor, die zu meinem Erstaunen nicht viel Glauben fand, und mein Patron setzte mich in keine geringe Verlegenheit, als er mich lächelnd fragte, wo ich sie her habe? Ich glaubte, so bald ich nur den öffentlichen Staatsboten nennte, so würde sich das Blättchen wenden, und meine Weisheit würde nun Beyfall erhalten, zumal, da ich, die Wahrheit zu gestehen, auf meine eigne Versicherung nicht sehr rechnete, indem hier alles nach dem Range oder der Figur des Erzehlers bejahet, oder geläugnet wird: aber urtheile von meinem Erstaunen, als man mir kalt antwortete: „Ja, ja, das dachte ich: Zeitungsnachrichten muß man nicht nachsagen: Kein Mensch, Altamont, glaubt von dem ein Wort, was er da liest." — Hier saß ich, weit verwirrter, als vorhin. — Wie! sagte ich zu mir selbst, sind denn alle Menschen in dieser Stadt so wunderlich, daß sie ihr Geld, ihre Zeit und ihre Aufmerksam-

keit verschwenden, um Dinge zu schreiben und zu lesen, die keines glaubt? Kann es möglich seyn, daß so viele Hundert bezahlen, um betrogen zu werden, und das alle Tage, ihr ganzes Leben hindurch? Und doch muß es so seyn; denn ich hörte ja in dem Gespräche bey der Tafel jeden Artikel, den ich des Morgens gelesen, entweder zweifelhaft machen, oder anders vorstellen, oder gänzlich läugnen.

Wahrhaftig, mein Heinrich, diese Leute sind mir ein Räthsel.

Diese unglückliche Entdeckung that mir in der That weh, da ich mir dadurch auf einmal dasjenige rauben sah, was mir, meinen Gedanken nach, eine unerschöpfliche Quelle von Kenntniß öffnen sollte. „Seyn Sie doch so gütig, Sir,“ sagte ich zu meinem Patron, mit keiner geringen Niedergeschlagenheit in meinem Gesichte, und sagen mir aufrichtig, ob diese Blätter, die ich des Morgen las, ganz mit Unwahrheiten angefüllt sind. Giebt es keine solche Person, als John Evans, der Schneider, der Ihnen jährlich einen Anzug von Kleidern um zwanzig pro Cent wohlfeiler machet, als seine Brüder? Giebt es keine solchen Dinge, als Theeressenz, Honigbalsam, Centaurentinktur, und andere dort angekündigte Universalarzneyen, die, wie ich hoffte,

in diesem Reiche bald allen Krankheiten ein Ende machen sollten?“ „O ja,“ erwiederte mein Herr, indem er herzlich lachte, (welches, im Vorbeygehen gesagt, offt geschieht, wenn ich Fragen an ihn thue:) „Sie finden alle diese Dinge an den angezeigten Orten, indem die Verkäufer sie für ihr Geld durch die Zeitungsschreiber hineinsetzen lassen. Unser Volk ist aber nicht so einfältig, daß es die Freyheit zu betrügen noch bezahlen sollte.

Wie sehr, mein liebster Freund, muß man in einer solchen Stadt auf seiner Huth seyn, wo man in Gefahr läuft, von jedem, der uns in Weg kömmt, betrogen zu werden, wofern nicht sein eigener Vortheil das Gegentheil erfordert. Lebe wohl.

Altamont.

Zehnter Brief.

Altamont an Charlotten.

London.

Ihr Bruder, Heinrich, sagt mir in seinem letzten Briefe, daß Sie sehr zu wissen begierig wären, was ich von dem Frauenzimmer in dieser großen Stadt denke, und daß Sie es von mir selbst zu hören wünschten. Wahr-

haftig ein schwerer Auftrag, meine liebenswürdige Charlotte. Wie soll ich Ihnen meine Gedanken von Personen sagen, die ich selbst nicht recht zu verstehen vermögend bin.

In der That machen die Damen meinem Gehirne mehr zu schaffen, als ich mir jemals vorgestellt hätte. Bey einer geringen Aufmerksamkeit auf sie geräth man in Versuchung zu glauben, daß sie ihre ganze Zeit mit den nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten zubringen: daß ihre Arbeit in der einen Stunde in der Ueberlegung besteht, wie sie sich die nächste die Zeit vertreiben wollen. Ihr ernsthaftestes Bestreben wird einem Beobachter kaum der Aufmerksamkeit eines verständigen zehnjährigen Kindes werth seyn. Eine Haube nach der Mode, die man nicht zuvor gesehen, ein aus der Fremde erst angelangtes Kleid, eine possirliche Porcellanfigur, oder sonst so eine Kleinigkeit, scheint denen, die keine Gelegenheit haben, sie genau kennen zu lernen, ihre Hauptglückseligkeit auszumachen, und der beständige Gegenstand ihres Dichtens und Trachtens zu seyn. Dieß kann aber doch unmöglich der Fall seyn. Denn mein Beschützer sowohl, als andere Leute, haben mich doch versichert, daß viele von diesen Damen, die ich so beschäftiget gesehen, sehr verständige Frauenzimmer wären, und in die

erste Classe, sowohl ihrer Geburt, als Erziehung nach, gehörten. Nothwendig muß man also einen sehr genauen Umgang mit ihnen haben, wenn man nicht glauben soll, daß ihr ganzes Leben in Thorheiten und Kleinigkeiten getheilet sey. Sie müssen Stunden und Tage haben, die sie auf solche Dinge wenden, die eines Frauenzimmers von Verstande und Erziehung würdig sind. Die ganze Schwierigkeit, die ich hierbey finde, ist nur, daß ich die Zeit nicht ausfündig machen kann, wann sie ernsthaft denken sollen, und wenn es auch nur ein halbes Stündchen wäre. Keine Dame steht hier sehr vor Mittags auf, und keine bleibt darnach lange zu Hause, wofern sie nicht etwan einen Anfall von Kopfschmerzen bekömmt, und dann ist sie ja am wenigsten im Stande, etwas Ernsthaftes zu unternehmen. Keine Dame hat gerade mehr Zeit, als sie zur höchsten Noth braucht, sich vor Tische anzukleiden, wenn sie von ihrer Morgenwanderung zurücke kömmt: und des Abends kann keine Dame ohne große Gesellschaft seyn, es mag nun bey sich oder zu Hause seyn. Wo soll also die Zeit zum Nachdenken herkommen, wo zum Lesen, wo die übrigen Geschicklichkeiten, die jedes artige Frauenzimmer, wie man mir saget, besitzen muß? Ich

gestehe meine Unwissenheit; sie müßten denn die ganze Nacht aufsitzen, und die Gesundheit ihrer Wißbegierde aufopfern. Dieß kann möglich seyn, und ich bin um soviel geneigter, es zu glauben, weil ich, so oft ich die Ehre gehabt habe, bey einer Dame früh vorgelassen zu werden, ich eine Bläße, ein Schmachten in ihrem Gesichte und in ihrem Thun wahrgenommen, welches immer die Folge einer unterbrochenen Ruhe ist. Und doch ist es erstaunend, wie schnell sie sich von ihrer Strapaze erholen: Denn wenn sie gleich den ganzen Tag in Unruhe und den größten Theil der Nacht mit ihrem Fleiße zugebracht haben, und nun des Morgens bleich und todtenmatt aussehen, so erholen sich doch ihre Blicke und ihre Lebensgeister vor Abends so wieder, daß sie im Stande sind, eben die Strapaze von neuem zu übernehmen: und ob dieß gleich einen Tag, wie den andern so fortgeht, so scheint doch ihre Lebhaftigkeit so wenig, als ihre Gesichtsfarbe, darunter zu leiden.

Wie wenig würde einer solchen Dame die vierzehntägige Wartung eines kranken Vaters Tag und Nacht schaden, die Ihnen gleichwohl bey nahe das Leben gekostet hätte. Wie würden sich Ihre Freunde gefreuet haben, wenn ihre Farbe so bald wieder ihre gewöhn-

liche Blüthe erlangt hätte! Welch ein Vergnügen müßte es für Frauenzimmer von einer so festen Gesundheit seyn, alle die mühsamen Pflichten bey einem kranken Vater, Manne, oder Kinde, mit der warmen Liebe zu erfüllen, die sie ihnen schuldig sind, und das zugleich ohne den geringsten Nachtheil ihrer eignen Gesundheit! — Unfehlbar müssen sie diese Festigkeit durch die beständige Gewohnheit erlangen: denn ich sehe, daß Mütter zu dieser Lebensart ihre Töchter von der ersten Kindheit an abhärten. Ich habe oft ein Mägdchen von acht bis neun Jahren, den ganzen ermüdenden Zirkel der öffentlichen Lustbarkeiten durchlaufen, und die Stärke durch die Gewohnheit erlangen sehen, da zu sitzen, und die Revolutionen eines Spieltisches hindurch zu wachen, wann andere Kinder schon einige Stunden in Betten lagen, und der glücklichen Ruhe genoßen, die, wie ich glaube, sich mit dem Leben einer galanten Dame unmöglich verträgt, und daher kömmts auch, daß jedes vornehme Kind zu einer gänzlichen Verachtung derselbigen erzogen wird.

Man hat mir oft gesagt, daß kein häusliches Geschäfte ist, in der die Frau von einem Hause so viel Gelegenheit zu glänzen habe, als in einer wohleingerichteten Tafel.

In großen Städten, wie diese, wo Essen eine Wissenschaft, und zwar von einer sehr verwickelten Art geworden, so kann man sichs leicht von einer Dame vorstellen, die ihres Mannes Range, oder Vermögen Ehre machen will, daß sie sichs einige Mühe wird kosten lassen, jeden Zweig einer modischen Schwelgerey in ihrer Gewalt zu haben. Allein man hat auch diese Sorge für dasjenige, was ihre Gesellschaft essen soll, seit einiger Zeit für zu wenig fein, und für zu mühsam gehalten, als daß sich eine Dame vom Stande damit beschäftigen sollte. Sie haben dieselbe also einer eignen Person, die man dazu in Dienste nimmt, übergeben, und schränken bloß ihre Aufmerksamkeit auf Dinge ein, die zwar auch bestimmt sind, einen großen Theil der Tafel einzunehmen, die aber keinesweges da sind, daß sie jemand essen soll. Eine Hühnchen, oder selbst ein Schwan, hat nichts in sich, daß die Aufmerksamkeit der Dame vom Hause erfoderte: aber sie muß allen ihren Verstand anwenden, eine Menge Hühner und Küchlein in Butter, Schwäne von allerley Ingredienzen künstlich gebauet, in Seen von Geleen schwimmend, Schaafe und Lämmer, Ziegen und Ochsen, aus mancherley Materialien, Sandgänge von buntem Zucker, chinesische

Tempel von ausgeschnittenem Pappiere, Springbrunnen von Rosenwasser, und kurz, eine solche Sammlung von Kinderereyen, im Vorrathe zu haben; und dieß mit so viel Gepränge von Zierlichkeit aufzustellen, daß es ein schickliches Fest, für einen jungen Prinzen, bey seinem sechsten, oder siebenden Geburtstage abgeben könnte. Dieß sind Gegenstände, die der Aufmerksamkeit einer Dame vom ersten Range würdig sind. Das viele Geld aber, das auf diese Art auf Dinge verschwendet wird, die selbst einem gemeinen Menschenverstande läppisch und unnütz scheinen, wird durch das weite Feld hinlänglich ersetzet, daß es einer Dame öffnet, ihr Genie und ihre Erfindungskraft zu zeigen, ohne noch die feinen Sächelchen zu erwähnen, die es zu der glänzendsten Unterhaltung anbeut.

Nichts ist, wie ich mir vorstelle, so unterhaltend, für die, die es verstehen, als die Gespräche, die in solchen galanten Zirkeln, es sey nun bey der Tafel, oder im Besuchzimmer, vorfallen. Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß ich unendlich viel verlieren muß, weil ich nicht zur Hälfte verstehe, was vorgeht. Wie demüthigend ist es nicht für mich, wann ich ein herzliches Gelächter höre, wo ich gern mit einstimmen möchte, aber nicht

kann, weil ich entweder nicht gehöret, oder nicht verstanden, was darzu Gelegenheit gab! Wie oft habe ich da so ernsthaft, wie ein Kato gesessen, wann die andern vor Vergnügen über eine Anmerkung ganz außer sich zu seyn schienen, weil sie vielleicht von einem großen Manne, oder einem sehr artigen Frauenzimmer gemacht wurde; und die, ob sie mir gleich höchst kindisch, gemein und lächerlich schien, doch einen ausgesucht launichten, oder fein gewandten satyrischen Einfall enthalten mußte. Ich gab mir einmal die Mühe, als die Gesellschaft außerordentlich lustig, und die Unterhaltung sehr lebhaft wurde, einige der glänzendsten Einfälle, die am meisten Beyfall erhielten, zu sammlen, um einen Freund, der in der großen Welt bekannt ist, zu bitten, daß er mir ihre Tiefe und Bedeutung erklären möchte: aber ich weis nicht, wie es kam, ich fand es unmöglich. Denn ob gleich die Gesellschaft einige Stunden hinter einander geschwatzt hatte, so konnte ich ihr doch nichts abstehlen, oder nur wenigstens etwas von dem stückweise behalten, was gesagt worden war. Nur eines konnte ich mich besinnen. Als ich nämlich bey einer sehr langen Geschichte, die ein alter Herr mit einem Sterne an der Seite von einem

Miethkutscher erzählte, sagte, man würde sie eben so gut haben verstehen können, wenn er auch nicht so viele Schwüre und Flüche eingeschoben hätte; so versicherte eine junge lebhafte Dame die Gesellschaft, ich sey ein Methodist, und darüber entstund ein allgemeines Gelächter. Da ich das Wort nicht verstund, und sagte: „ich möchte es für mein Leben gern wissen, was das sagen wollte:" so erhob sich ein neues.

Sie sehen daraus, daß ich mich gar nicht in so große Gesellschaften schicke, und werden mir gewiß glauben, wenn ich Sie versichere, daß ich an der natürlichen Unschuld eines gewissen jungen Frauenzimmers von meiner Bekanntschaft, weit, weit von dieser lustigen Stadt, ein unendlich ausgesuchter Vergnügen fand, als ich jemals in diesen glänzenden Zirkeln, zu denen ich zugelassen zu werden die Ehre habe, noch gefunden, und jemals finden werde. Leben Sie wohl.

Altamont.

Eilfter Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

In welchem Punkte der Sittlichkeit es auch den Einwohnern dieser Stadt fehlen mag, so darf man ihnen doch in Ansehung der Menschenliebe keinen Vorwurf machen. Durch den ganzen Ort sind überall prächtige Hospitäler gebaut, und diese durch willkührliche Freygebigkeiten mit allem versehen, was zur Pflege und Wartung jeder Krankheit und jedes Zufalls, denen die Sterblichen unterworfen sind, nöthig ist: ja, ich bin überzeugt, daß der Saame des Mitleids so tief in den Herzen dieses Volks Wurzel geschlagen hat, daß, wenn einem Menschen, der ihnen sonst noch so verhaßt wäre, (und bisweilen setzt sich die ganze Nation in Kopf, jemand zu hassen) wenn diesem, sage ich, ein Unglücksfall begegnen sollte, er doch, in dem Augenblicke, da die ganze Stadt wider ihn aufgebracht wäre, viele finden würde, die selbst zu der Zeit, wann sie ihm fluchten, ihm mit Hülfe beystehen würden. Was für ein Widerspruch? wirst du sagen. Freylich ist er es, und sollte ich einen charakteristischen Zug zur Unter-

scheidung dieses Volks angeben, so würde es dieser seyn, daß es so wenig mit sich übereinstimmt.

Ein Haus, das einer angesehenen Dame gehörte, brannte nieder: Die ganze Familie, die aus acht bis neun Personen bestund, kam dabey um, oder wurde doch beschädiget. Die ganze Stadt war darüber bestürzt, und kein Mensch erwähnte das Unglück, ohne die stärksten Zeichen des Mitleids von sich zu geben: ja, viele bezeigten einen so wahren Kummer, als ob sie in der genausten Verbindung mit den unglücklichen Leuten stünden. Auch ich nahm an dem allgemeinen Weh Antheil, doch nicht ohne Vergnügen, daß ich so viele Herzen den Empfindungen der Menschenliebe geöffnet sah. Bald nach dieser Geschichte erzählte mir mein Patron, daß die Post aus Deutschland die Nachricht mitgebracht, daß wir einen Sieg, mit einem Verluste von 1500. Mann unsrer Landsleute, über unsre Feinde erfochten. Ich glaubte, die Freude über diesen Sieg würde von dem Schmerz über den Verlust so vieler Freunde verschlungen werden, und ich würde auf jedem Gesichte Bestürzung und Schrecken sehen. Verursachte, dachte ich bey mir selbst, der Unglücksfall von acht bis neun

Personen, die vorige Woche ein so allgemeines Leidwesen, was werden 1500 thun? Aber wie erstaunte ich, das Gegentheil zu sehen! Die 1500. Freunde waren vergessen, als ob sie nie gewesen wären, und jedermann wünschte seinem Nachbar zu dem Siege über Feinde Glück, die er nie gesehen, und von dessen Gewinnste er auch nicht den allerkleinsten Vortheil hatte. Konnte ich wohl begreifen, wie es möglich war, daß jenes Gefühl der Menschenliebe, von dem ich nur letztens das ganze Volk so durchdrungen fand, diese Woche ganz verloschen zu seyn schien? Aber in der That geht es so. Sie messen das Schrecken eines Unglücks nach der Entfernung ihres unmittelbaren Anblicks ab: und der Körper eines ertrunkenen Menschen, den sie mit eignen Augen aus dem Wasser ziehen sehen, wird mehr traurige Gedanken bey ihnen veranlassen, als der Tod von vielen Tausenden, die an einem fremden Orte durchs Schwerdt gefallen, oder von einem Erdbeben sind verschüttet worden. Es war also kein Wunder, daß das geringste Glück, bey dem jeder insbesondere auf sich sieht, als ob er noch so viel Antheil an dem Fortgange der Flotten und Kriegsheere der Nation habe, einen solchen Eindruck auf ihre Empfindung machte, und

alle Erinnerung an ihre geschlachteten Landsleute vertilgte. Ich sagte ein paar Tage darauf meine Gedanken hierüber in einer Gesellschaft von Mannspersonen auf dem Kaffeehause. Sie schienen mich so gleich mit dem größten Erstaunen anzusehen, daß ich irgend einen Verlust der Unsrigen für einen zu großen Preis, für einen über unsre Feinde erlangten Sieg halten könnte. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, wie eine so eingewurzelte Feindschaft zwischen uns und unsern Nachbarn entstanden, und was die unmittelbare Ursache zu dem gegenwärtigen Kriege sey?

Es währte lange, ehe ich etwas mehr, als verwundrungsvolle Blicke zur Antwort erhielt. Schon schloß ich, daß ich meine eigne Unwissenheit verrathen, da ich nach Etwas gefraget, daß vermuthlich jeder, außer mir, aufs beste wissen mußte. Aber ich betrog mich: denn die ganze Gesellschaft wußte davon so wenig, als ich. Alles, was sie mir sagen konnten, war, daß zuvor Friede gewesen und itzt Krieg sey, daß ein Franzos ein Franzos, und die Pflicht eines rechtschaffenen Engelländers sey, ihn vor den Kopf zu schlagen. Einer der Klügsten von der Versammlung sagte mir endlich, die Ursache zu unserm

gegenwärtigen Streite mit Frankreich habe anfänglich das Recht, über ein Stück unangebautes Land in dem entferntesten Welttheile, und das Recht, Fische zu fangen, in einem andern eben so entfernten betroffen: daß wir aber schon seit langer Zeit diese zwey Punkte erhalten, und nun um einige andere Rechte mit ihnen stritten, deren friedlichen Besitz wir ihnen vorher zugestanden hätten." Und das sind die Ursachen, versetzte ich ganz erstaunt, die vernünftige Geschöpfe für zureichend hielten, alle die Niederlagen zu rechtfertigen, die wir von unsern Freunden und Feinden hören? Oder verträgt sich dieß mit dem gemeinen Menschenverstande, daß sich so viel tausend Menschen darüber freuen, wenn sie über ein Volk Hunger, Elend und Tod auf Kosten ihres eignen Verderbens bringen! und alles dieß um solcher Vortheile willen, von deren kaum einer unter funfzigen weiß, ob er sie besitzt, oder nicht? Ich sollte glauben, daß, wenn Menschen Ungerechtigkeiten begehen, sie meistentheils durch ihr Interesse dazu verleitet werden, und daß es von einer natürlichen Selbstliebe herkomme, wenn sie ihren Vortheil anderer ihrem vorziehen: aber, daß Menschen mit der größten Bitterkeit an solchen schrecklichen Ungerech-

tigkeiten, um solcher Vortheile willen, Theil nehmen, von denen wenigstens zwey Drittheil, nicht nur keinen Vortheil, sondern sogar keine Kenntniß davon haben, das ist mir so unbegreiflich, als wie man Wasser und Feuer vereinigen kann. Ich fand inzwischen, daß ich die einzige Person war, die so dachte: ja, es schien allen den übrigen niemals eingefallen zu seyn, daß ein Stand des Kriegs leicht nichts anders, als eine Reihe der schrecklichsten Ungerechtigkeiten, seyn könne, oder daß man einem Feinde nur die geringste Gerechtigkeit schuldig sey. Ist es möglich, liebster Heinrich, daß es zwoerley Arten von Gerechtigkeiten giebt, und daß eben dieselbe, die die Handlungen zwischen Mensch und Mensch bestimmt, keinen Einfluß auf die zwischen Volk und Volk hat? Wahrhaftig, der allwissende Richter aller Dinge wird mit gleichem Abscheu ein Königreich verwüstet, und einer Wittwe Haus verschlungen sehen. Lebe wohl.

Altamont.

Zwölfter Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Das Volk dieser Stadt, hauptsächlich der gemeine Haufe, scheint entweder sehr weitschweifige Begriffe von Gerechtigkeit zu haben, oder mit eben dem Widerspruche in Absicht auf diese, als auf jedes andere Ding, zu handeln. Es giebt eine Art von Strafe, die hier sehr gewöhnlich ist. Es wird nämlich ein Mensch, der sich gewisser Verbrechen theilhaftig gemacht, die nicht mit dem Leben bestraft werden, auf einem erhöhten Orte zur Schau ausgestellt, wo er Kopf und Hände durch die Löcher eines Brets stecken muß, welches sie den Pranger (the pillory) nennen. Die erste Absicht davon, wie man mir gesagt, war, daß der Verbrecher dem schimpflichen Spotte des Pöbels ausgesetzt, und dieser gewarnt würde, da man seine Person so öffentlich zeigt, daß er sich künftig nicht wieder von ihm betrügen läßt. Allein es geschieht bisweilen, daß, wann entweder der Verbrecher, oder das Verbrechen, dem Volke besonders verhaßt ist, man sich nicht mit der bloßen Beschimpfung und Verlachung befriediget, sondern auf die härteste Weise behan-

delt, indem man ihn mit Steinen und Kothe wirft, die seine Bestrafung nicht viel geringer, als den Tod selbst, machet. Und dieß ist ein Theil der vollziehenden Gerechtigkeit, die das Volk größtentheils gar zu gern ausübet, und ist auch der fürchterlichste Theil der Strafe: denn ich kann darinnen keine Beschämung, noch Schande finden, wann einer von allen Bewohnern dieser Stadt gesehen wird.

Ich sah gestern eine Person so bestrafen, die eine andere um eine so wichtige Summe unter mancherley unbilligen Ansprüchen betrogen, daß sich jedermann gewundert, wie man ihn mit dem Leben davon gelassen. Ich bedauerte den armen Unglücklichen, als er hinauf stieg: aber ich wunderte mich sehr, daß er so wenig von dem Volke beunruhiget wurde, da man doch sein Verbrechen als höchstgefährlich für die Sicherheit des Handels, das höchste Gut in London, vorstellete. Indem ich aber die Nachsicht des Volkes bewunderte, sah ich einen ungewöhnlichen Aufruhr unter dem größten Haufen, und bemerkte sogleich einen armen Menschen, den man die Kleider vom Leibe riß, und der um Erbarmung bey seinen Verfolgern, vergebens schrie: denn sie rissen ihn mit allen Zeichen einer unver-

söhnlichen Wuth mit sich fort. Das verschiedene Verfahren gegen diesen armen Mann, mit demjenigen des Mannes am Pranger verglichen, brachte mich auf die Gedanken, daß er entweder ein Mörder sey, oder sonst über einem abscheulichen Verbrechen müsse ertappet worden seyn, wodurch er sich so gleich die Ahndung von mehr, als fünfhundert Menschen zugezogen, die um die Wette zu kämpfen schienen, wer ihm seinen Haß am meisten sollte fühlen lassen. Mit vieler Mühe erhielt ich endlich von einem Manne die Antwort, der an dem Tumulte keinen Antheil zu nehmen schien. Er stund an einer Ladenthüre, und rauchte sein Pfeifchen Taback mit größter Gelassenheit, und versetzte auf meine wiederholten, dringenden Fragen ganz kalt: „Was wirds seyn? Vermuthlich ein Taschendieb.“ Ich glaubte, er wollte sich über meine Ungeduld aufhalten, oder verstünde mich nicht, ich wandte mich also zu einem andern, und fragte aufs neue: hörte aber, daß mein ernsthafter Freund, mich weder hintergangen, noch unrecht verstanden. Dasselbe Volk also, das nicht den mindesten Unwillen gegen einen Bösewicht bezeigte, der auf die niederträchtigste Art seinen Nachbar um eine große Summe gebracht, verfolgte

mit der grausamsten Gewaltthätigkeit einen armen Schelm, der vielleicht aus Noth einem andern ein Schnupftuch aus der Tasche gezogen, das nicht einer halben Krone werth war. Ganz gewiß ist der Widerspruch mit sich selbst eines der charakterischsten Züge dieses Volks. Lebe wohl.

Altamont.

Dreyzehnter Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Es giebt eine gewisse Art Menschen, die man auf jedem Kaffeehause, und beynahe in jeder Gesellschaft antrifft, und deren ganzes Leben ein beständiger Zank ist. Recht, Arzneykunst, Gottesgelahrheit, Staatskunst, das Wetter von vergangener Woche, die Moden, des vorigen Jahres, das Verdienst eines Autors, der Geschmack einer Suppe, alles giebt ihnen Anlaß zum Streite. Sie werden auch durch keinen Beweis, er mag noch so überzeugend seyn, durch keine Vorstellung zum Stillschweigen gebracht. So bald man der Gesellschaft etwas vorträgt, so ist der erste Gedanke, wie die Wahrheit davon wahr-

scheinlich könne bestritten werden. Ist es eine Thatsache, so läugnen sie es gerade zu, und setzen gleich eine Wette aufs Gegentheil. Du wirst wissen wollen, was das ist? Nichts anders, als: „ich will Dir so viel Geld geben, wenn es so ist, wo nicht, so mußt Du mir es geben.“ Oft ist die ganze Sache, für uns wenigstens, nicht einen Heller werth, sie mag so oder so seyn. Nimmt man die Wette nicht an: desto besser für den Widersprecher! er behält Recht, und sein Geld oben drein. Betrifft es aber eine Meynung, dann bricht der Strohm los: Beweise über Beweise werden gehäuft: er widerspricht deinem Gefühle, und deinen Sinnen, und weis, was du denkst, alles besser, als du selbst, und beweist dir, daß dir etwas gefällt, oder mißfällt, es mag dir nun gefallen, oder mißfallen.

So ein Mensch fiel mich diesen Morgen an, da ich von einem Buche sagte, es sey viel Laune darinnen, und ich habe herzlich dabey lachen müssen. Er versetzte, es könne mich unmöglich zu lachen gemacht haben: denn es sey das dümmste Buch, das jemals geschrieben worden: ich berief mich auf meinen Patron, der ihn dann auch versicherte, daß es uns alle beide, gestern nach dem Frühstücke, zu lachen gemacht. Da dieß eine geschehene

Sache war, die nicht geläugnet werden konnte, und zu sehr in Ansehung unserer bewiesen war, als daß eine Wette statt fand, so fieng er an aus allen Kräften zu beweisen, daß, ob es gleich möglich wäre, daß wir gelacht hätten, wir doch nicht hätten lachen sollen.

Wenn Du einen solchen Kämpfer fragst, was er für Vergnügen davon hat, beständig in einen solchen bürgerlichen Krieg verwickelt zu seyn: so wird er dich wahrscheinlicher Weise versichern, daß niemand weniger, als er, das Disputiren liebe: daß er aber unmöglich Leute so abgeschmackte Dinge könne vorbringen hören. Oder er wird es geradezu läugnen und sagen, daß er niemals über Etwas in der Welt streite. Willst du ihm das Gegentheil beweisen, so wird er eine ganze Stunde darüber streiten, und zu gleicher Zeit wider, und für sich selbst beweisen.

Wäre diese Laune ganz unschädlich, so würde sie bloß lächerlich seyn: aber dieß ist sie nicht. Man sollte glauben, diese Leute würden wenigstens bey einem solchem Streite über eine Sache, die von gar keinen Folgen, weder für den einen, noch für den andern ist, kaltblütig seyn: aber man ist so partheyisch für seine Meynung, daß ich einem Streite zugehöret, der die Frage betraf, wie weit die

und jene Stadt aus einander lägen, oder was es für eine Kleinigkeit war, und sich mit einem so heftigen Zanke endigte, daß die beiden Freunde, die in voller Liebe zusammen kamen, mit dem größten Unwillen auseinander giengen.

Wie lächerlich und abgeschmackt ist der Stolz und die Thorheit zu verlangen und zu erwarten, daß man der allgemeinem Dictator von der ganzen Welt seyn, und niemanden, als nach seinem Eigendünkel, denken und handeln lassen will? Eine Verschiedenheit der Meynung zwischen zween verständigen Männern entsteht aus dem verschiedenen Lichte, in dem sie ein und dasselbe Ding sehen: Die Verschiedenheit der Meynung zwischen zween schwachen Köpfen aber aus dem stolzen Verlangen, daß einer klüger, als der andre, seyn will. Die ersten werden sich bald verstehen, die letztern niemals. Lebe wohl.

Altamont.

Vierzehnter Brief.

Altamont an Charlotten.

London.

Je mehr ich die Leute von der großen Welt hier studiere, desto weniger bin ich im Stan=

de, sie zu verstehen. Sie scheinen mir, um ihr ganzes Betragen nach gewissen Regeln einzurichten, nach welchen jedermann seinen Geschmack, seine Gesinnungen und seine Handlungen abmessen sollte, weder eine Rücksicht auf die Natur zu nehmen, noch ihre wahre Empfindungen zu Rathe zu ziehen. Der größte Zeitvertreib, nächst den Karten, den man sich hier macht, ist die Musik: jedermann muß Ohr und Geschmack für die Musik haben. Sie werden mir sagen, so wie ich that, daß ein Ohr für dieselben, oder eine Fähigkeit die Töne zu unterscheiden, mit einem geboren seyn müsse, und nicht feil sey. Es ist wahr: dem ungeachtet muß man hier, dem Anscheine nach, einen Geschmack für die Musik sich erwerben können. Das erste nothwendige Stück ist, daß man alle Namen großer Tonkünstler und der Lieblingssänger auswendig wissen muß: denn beides Singen und Spielen ist hier ein Handel, und es geschieht oft, daß ein Talent für eines von beiden das Glücklichste ist, mit dem eine Manns- oder Weibsperson kann geboren werden; da es hundertmal mehr einbringt, als die nützlichste Wissenschaft von der Welt. So bald man die Namen der Sänger weiß, muß man die drey oder vier ersten Worte der Mode-

arien wissen, die sie singen. Denn der Geschmack der großen Welt, selbst in ihrem beliebtesten Zeitvertreibe, ist so eingeschränkt, daß vielleicht vier oder fünf einzelne Arien die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf ein Jahr einnehmen, die dann im nächsten, vier oder fünf andern Platz machen. Ist man einmal im Stande, von diesen Arien nach ihrem Anfange zu schwatzen, und die zu kennen, die sie am besten singen, so wird man eine bessere Figur in der Gesellschaft machen, als wenn man alle Kompositionen in der Welt, außer dieser, kennte. Das nächste, was man lernen muß, sind die Modebegriffe in Absicht des zuvergleichenden Verdienstes der verschiedenen Tonkünstler: denn niemand darf hier für sich selbst antworten: eine kleine Anzahl steht an der Spitze, urtheilet für alle übrigen, und alle unterschreiben ihre Meynungen blindlings. Man braucht also nicht erst zu hören, ob Giardini besser, als Hay, accompagniret, oder Manzoli besser singt, als Elisi: sondern man muß wissen, daß Giardini besser, als Hay, accompagniret, und daß Manzoli den Elisi im Singen übertrifft. Ist man damit fertig, so darf man nur in die Oper gehn, und ganz voll trunkner Entzückung nach Hause kommen. Doch

ist noch ein Ding, die Oper betreffend, das mich Wunder nimmt, und ich mir auf keine Weise erklären kann. Die Oper, (wie Sie oft von meinem Vater werden gehöret haben, dessen Liebe für die Musik, und große Kenntniß darinnen, ihn bewog, uns frühzeitig damit bekannt zu machen,) ist ein regelmäßiges, dramatisches Stück, mit untermengten Arien, das in Musik gesetzt, auf einer Schaubühne von Personen vollzogen wird, die in ihren Kleidungen und Handlungen die Personen des Drama vorzustellen geschickt sind. Da nun aber diese Vorstellung in allen Umständen jeden Abend wieder dieselbige ist, so sollte man glauben, sie müßte ein mal, wie das andere gefallen. Dem ungeachtet finde ich, daß dieselbe Oper, die bis zum Entzücken gehört wurde, und zu der man sich den Sonnabend noch bis zum Entzücken hinzu drang, den Dienstag, (denn dieß sind die beiden Operntage) als ein albernes und abgeschmacktes Ding gänzlich vernachläßiget wird. Ich bin beide Abende in der Oper gewesen, und gab mir alle mögliche Mühe die Ursache davon ausfündig zu machen: allein, da ich nicht den geringsten Unterschied in der Vorstellung fand, außer daß die Schauspieler mit der geringern Ein-

nahme des letztern Abends weniger zufrieden schienen, als mit der erstern, so bin ich auf die Gedanken gerathen, daß die Ursache davon ein Geheimniß für diejenigen seyn muß, derer ganzes Leben der großen Welt gewiedmet ist. Bey vielen solchen Räthseln muß ich meine Unwissenheit beklagen: doch in diesem Falle gewinne ich, da ich des Vergnügens gedoppelt genieße. Ihr Bruder, meine liebenswürdige Charlotte, sagt mir, daß Sie mit mir unzufrieden sind, daß ich in meinen Briefen noch nicht der öffentlichen Schaubühne erwähnet habe. Es thut mir leid, daß ich mich an irgend Etwas muß erinnern lassen, das Ihnen Vergnügen macht. Ich bin nun eben itzt auf die Oper gefallen, und will bey erster Gelegenheit mit Ihnen auch von der Komödie sprechen, welches die zwey vornehmsten öffentlichen Schauspiele unter zweyhundert andern geringern für diesen Winter sind. Nach dem ungeheuren Aufwande, den die Leute in dieser Stadt auf Sänger, Musiker, ein Haus, Verzierungen, Theater, Kleidungen, u. s. w. für die Oper machen, sollte man glauben, daß es das höchste Vergnügen sey, dessen sie nur genießen könnten: und doch, wenn sie die gehörlose Unaufmerksamkeit sähen, in der

die meisten sitzen, ausgenommen, wann einmal ein Lieblingssänger hervortritt; so sollten Sie drauf schwören, sie müßten bezahlt werden, um hieher zu kommen. Ich sah dieß mit Erstaunen, und fragte meinen Patron darüber. „Je nun, antwortete er, die ganze Sache ist, daß, wenn eine Person der Oper wegen hieher kömmt, funfzig andere, entweder der Gesellschaft wegen hineingehen, oder weil es einmal Mode ist, jede Woche so und so viel Stunden an einem solchem Orte zu sitzen. Unter der Menge von Menschen, die Sie hier sehen, sind ihrer vielleicht nicht zwanzig, deren Aufmerksamkeit nicht mehr auf das Parterr, oder die Logen, (welches die Oerter sind, wo sich die beste Gesellschaft befindet,) als auf die Bühne sollte gerichtet seyn. Ja selbst die Aufmerksamkeit, die man einem Favoritsänger schenket, danket er weniger seiner Geschicklichkeit, als der Meynung, die man für das Urtheil einer Person hat, die sie ihrer Aufmerksamkeit empfohlen: denn wäre es möglich, einen ganz elenden Sänger für ihren Lieblingssänger auszugeben, so würden sie selbst mit ihren Ohren nicht unterscheiden können, daß man sie betrügen wollte.“ Scheint es Ihnen nicht unbegreiflich, daß Leute, die ihr Rang und Reichthum in Stand-

setzen, jeder Unterhaltung, die ihrem Geschmacke gemäß ist, zu genießen, andere für sich urtheilen lassen, und sich selbst weiß machen können, daß sie von etwas entzückt sind, das ihnen im Grunde nicht einen Heller werth ist? Mir kam es erstaunlich vor, bis ich mit den Gewohnheiten des Orts ein wenig bekannter wurde: aber itzt bin ich von der Herrschaft der Mode so überzeugt, daß ich gewiß weiß, daß, wenn es nur einigen der Vornehmisten möglich wäre, einen Abend einem pfeifenden Kinde zuzuhören, die ganze Stadt zulaufen würde, und so lange die Laune dauerte, man die schöne Unterhaltung bewundern, und von dem il dolce fischio mit Entzücken reden würde. Wie glücklich sind Sie, daß Sie nicht in der Gefahr sind, die Feinheit ihres eigenen natürlichen Geschmackes sich, durch die Gefälligkeit für anderer ihren falschen Geschmack zu verderben! Ihr eignes Gefühl wird ihnen gewiß die wahre Schönheit empfinden lassen, wo Sie sie finden, ohne daß sie erst das gesetzgebende Urtheil eines Volkes abzuwarten brauchen, welches weit weniger fähig ist, zu urtheilen, als Sie selbst. Leben Sie wohl.

Altamont.

Funfzehnter Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

In einem meiner Briefe an Dich erzählte ich Dir, daß in dieser Stadt große Hospitäle für unglückliche Menschen zu Heilung jeder Krankheit errichtet wären. Unter andern ist eines denen bestimmt, die ihren Verstand verloren haben. Viele Hundert werden darinnen mit aller möglichen Sorge und Aufmerksamkeit gepfleget, und mit allem, was zu ihrer Unterhaltung und Wiederherstellung nöthig ist, versorget. Aber, da es diesen Leuten hier unmöglich ist, in irgend einer Sache mit sich selbst übereinstimmend zu handeln, so sind sie auch hier mitten in der menschenfreundlichen Sorgfalt, die sie für ihre armen Brüder tragen, so abgeschmackt, daß sie dieselben, gegen ein Trinkgeld an die Wärter, jedermann unter den fürchterlichsten Umständen ihres Wahnwitzes zeigen lassen. Sollte man sich wohl vorstellen können, daß in einer so gesitteten Stadt, als London ist, das höchste Unglück, das ein menschliches Geschöpfe betreffen kann, ein Gegenstand des Zeitvertreibes und ein sonntägiges Schauspiel für Hunderte von derselben Gattung werden könnte! Die

Neugierde ist freylich eine so herrschende Neigung der Seele, als irgend eine andere: und selbst der Umstand, daß ein Unsinniger von den übrigen Menschen abgesondert wird, ist bey Leuten von mittelmäßigem Verstande schon Reiz genug, warum sie ihn sehen möchten, und aus eben den Ursachen, weil man ihn vor den Augen der Welt verbirgt, wünschen, (wenigstens das gemeine Volk,) zu ihm gelassen zu werden. Aber sollte man diese Neugier befriedigen? Fällt nicht das Abgeschmackte, ja die Grausamkeit davon, in die Augen? Du wirst vielleicht denken, ich widerspreche mir selbst, nach dem, was ich gesagt, wann ich Dir erzähle, daß ich mich selbst gestern bereden ließ, diese fürchterliche Wohnung zu besuchen. Ich machte mirs aber zur Pflicht, Alles zusehen. Ich gieng also. Es gehörte viel Zeit dazu, ehe ich mein Schrecken beym Eintritte überwinden, und mich entschließen konnte, mit einem dieser Unglücklichen zu sprechen. Doch, da ich sah, daß es andere thaten, so bekam ich endlich auch Muth, mich mit einigen zu unterhalten. Ich fand auch keinen einzigen, der zugeben wollte, daß ihn eine andere Ursache hieher gebracht, als der heimliche Groll seiner Freunde. Einige wüteten, andere sangen, schrien, lachten, baten sich eine

Prise Taback aus, und sagten mir, sie wären so klug, als ich: und wann ich den Ort ansah, wo ich war, so gab ich ihnen Recht. Ich traf unter andern einen Mann an, der, ob er gleich eingesperrt war, doch vorzüglich ruhig zu seyn schien. Ich ließ mich mit ihm ein. Er sagte mir: er sey hier nicht eingeschlossen, sondern lebe aus freyer Wahl hier. Ich fragte ihn, ob er seines Verstandes nicht beraubt sey? Er versetzte, vormals sey er es gewesen, er sey aber so unglücklich, davon geheilet zu seyn. Und dieß ist ein Unglück, rief ich aus? Ja, Sir, sagte er, ein Großes. Als ich noch sinnlos war, kannte ich weder mich selbst noch, noch andre Menschen. Ich hatte Zwischenräume von gesunder Vernunft: diese hatten auch die übrigen um mich, und dann hofften wir allezeit auf unsere Genesung, und waren so albern, dieß für ein Glück anzusehen. Endlich ward ich meines Wunsches theilhaftig, und wieder in Freyheit gesetzt. Was war die Folge? Sobald ich auf mich zurück sah, hatte ich eine traurige Aussicht. Ein Mensch ohne Geld! ohne Freunde! — Sah ich um mich her, so sah ich Menschen, die närrisch waren, ohne einen Zwischenraum von Vernunft zu haben, ohne Hoffnung jemals geheilet zu werden. Denn Sir, wir, die wir

hier eingeschlossen sind, werden bloß närrisch genannt, weil unsre Narrheit nicht mit der übrigen Welt ihrer übereinstimmt. Jedermann hält seinen Nachbar für unsinnig, wann sein Bestreben dem seinigen widerspricht. Dann und wann kömmt nun so ein excentrischer Mann, der sie alle für närrisch hält, und den hascht man auf, und sperrt ihn hier ein. Glauben Sie nicht, Sir, daß ein Mann, der in der Stille auf seinem Landguthe lebt, den Höfling, der in einem beständigen Zirkel von Lärmen und Unruhe lebt, für so unsinnig hält, als irgend einen hier unter uns? Denkt dieß nicht im Gegentheile der unruhige Hofmann von jenem? Ganz gewiß, Sir; und dieß ist durchgängig der Fall durchs ganze menschliche Leben, und es ist gut, daß es so ist. Denn hielten alle nur Einen Weg für den vernünftigsten, so würden ihn alle laufen wollen, und jeder würde dem andern den Weg verlaufen. Aber so, wie es itzt ist, ist die ganze Welt in kleine Partheien vertheilet; man gesellet sich zu der einen, oder der andern, nach seinem Gefallen, und stimmt darinnen wenigstens überein, daß man die ganze Welt, außer sich selbst, für närrisch hält. O Sir, was für lächerliche Scenen würden Sie sehen, wenn jedermann, der in

seinem Herzen über den andern lacht, es laut thäte! Ich für meinen Theil hielt die ganze Welt für närrisch, so, daß ich mich wieder zurück in meine kleine Zelle begab, und beschloß, hier den Ueberrest meiner Tage zuzubringen." — Ich hielt das, was er sagte, für so vernünftig, daß ich noch bis itzt ungewiß bin, ob er wahnsinnig war, oder nicht. Lebe wohl.

Altamont.

Sechzehnter Brief.

Altamont an seinen Vater.

London.

Da Sie, mein liebster Vater, in dem frühern Theile ihres Lebens, so viel Fleiß auf die astronomischen Wissenschaften verwandt, und, wie Sie mir oft gesagt, einst einen Weg für die Entdeckung der Meereslänge finden zu können glaubten: so wird es Ihnen nicht unangenehm seyn, zu vernehmen, daß das, was Sie für vollkommen möglich hielten, nunmehro erfüllet ist. Ein gewisser Mechanikus in dieser erfindsamen Stadt hat eine Uhr, mit allen denen, zu dieser Absicht erforderlichen Principien erfunden: und nach viel-

fach angestellten Erfahrungen einen Befehl zu der, von dem Könige, für eine so nüzliche Entdeckung ausgesetzte Belohnung erhalten. Dem ungeachtet fehlt es nicht an Leuten, welche behaupten, daß diejenigen, die man niedergesetzt, des Künstlers Ansprüche zu untersuchen, sich in ihrem Urtheile übereilt haben. Ich schrieb diese üble Nachrede anfänglich bloß dem Neide zu, und hielt es für unmöglich, daß eine Gesellschaft von Männern, die auf alle Weise zu einer solchen Untersuchung gehörig geschickt sind, einen so großen Preis einem Manne anders, als auf die gehörigen Bedingungen, zusprechen würden. Uebrigens sagt man mir, daß solche Urtheile ohne zureichende Prüfung nicht zum erstenmale gegeben worden. Es ist noch nicht lange, daß man einen Preis für denjenigen aussetzte, der ein sicheres Mittel für das fürchterliche Uebel, den Stein, erfinden würde. Es meldete sich eine Frau, und erhielt ihn für eine Arzney, von der man nach der Zeit gefunden, daß sie in vielen Fällen nicht könne gegeben werden, und in andern fruchtlos sey. Jetzt hat ein Mann ein gewisser Heilungsmittel für eben dieses Uebel angeboten, und sucht sich durch seinen ungeheuern Preis selbst zu belohnen. Vielleicht weckt eine künftige Zeit, die

die Unwirksamkeit seines Mittels entdeckt, alle Schwierigkeiten, in Absicht der Entdeckung der Meereslänge, auf.

Ich muß hier bemerken, daß es in jeder Wissenschafft ein gewisses Geheimniß giebt, das die Aufmerksamkeit jedes seiner Lehrer beschäftiget, und wenn sie der Entdeckung nahe zu seyn geglaubt, sich hintergangen fanden. Die Astronomie hat ihre longitudinem, der Mechanismus sein Perpetuum mobile, die Geometrie ihre Quadraturam circuli, und die Chymie ihren Lapidem Philosophorum. Und ob es gleich möglich ist, daß eines von diesen außer dem Kreiße der menschlichen Entdeckungskraft liegt, so ist doch das Bestreben es auszufinden, nicht ohne Nutzen. Die Untersuchungen des menschlichen Geistes würden bald ein Ende haben, wenn wir bloß das suchen wollten, was wir zu finden gewiß wären. Wenn wir aber eine Idee von Vollkommenheit vor unsern Augen haben, die uns zu erreichen möglich scheint, ob wir bisher gleich unsere und anderer ihre Bemühungen haben fehl schlagen sehen: so finden wir doch unser Bestreben beseelt, und jeder nähere Schritt zu derselbigen setzt unserm Nachforschungen neue Kräfte zu. Gesetzt also, wir ver-

folgten selbst eine Chimäre, wie viel nützliche Wahrheiten entdecken wir oft auf unserm Wege? Wie oft, wann wir suchen, was wir niemals finden werden, finden wir sonst Etwas, das wir nie gesucht hätten. Wären die Alchymisten längst überzeugt gewesen, daß der Stein der Weisen bloß ein Geschöpf der Einbildungskraft wäre, wie mancherley wichtige Geheimnisse, die wir bloß durch zufällige Entdeckungen bey Aufsuchung jener besitzen, würden noch gänzlich im Verborgenen liegen.

Die Entdeckung der Wahrheit würde nicht einmal in allen Fällen für die Welt so vortheilhaft seyn, als man sich einbildet. Selbst eine falsche Vorstellung einer Sache, ein bloß eingebildetes Gut, ist oft für die Gesellschafft vom größten Nutzen. Wie wenig würde die Welt einem Manne verbunden seyn, der ihr unstreitig bewiese, daß der Grundtrieb der Selbstliebe in unserm Herzen so tief eingewurzelt wäre, daß eine uneigennützige Freundschaft eine bloße Geburt der Einbildungskraft sey, und niemals wirklich gefunden werde! Wie manches edle Bestreben sie zu besitzen, wie viele schmeichelnde Aussichten, die uns die Hoffnung sie gefunden zu haben darbeut,

würde uns eine solche Ueberzeugung rauben! Nichts könnte dem Eifer der Menschen nach Vollkommenheit einen größern Stos geben, als wann man ihnen gewiß zeigen könnte, in wie weit sie, trotz aller ihrer Bemühungen, zurücke bleiben müßten. Wären wir einmal überführt, daß die Vollkommenheit, man mag sie von der wissenschaftlichen, oder sittlichen Seite betrachten, ohne Ausnahme außer dem Kreiße unserer Fähigkeit und Kräfte läge, welch eine gute Entschuldigung würde das für unsre Faulheit und Unthätigkeit seyn, und welch unendliche Mühe würde es kosten, uns ein Bestreben nach Etwas einzuflößen, von dem wir gewiß wüßten, daß wir es niemals erhalten könnten!

Ich werde mich also stets bemühen, den Grundsatz, den Sie, mein Vater, mir beygebracht, in meinem Herzen lebendig zu erhalten, daß, obgleich die Vollkommenheit jenseit des Grabes liegen mag, derjenige doch der vollkommenste ist, der ihr am nächsten kömmt. Leben Sie wohl.

Altamont.

Siebenzehnter Brief.

Altamont an Charlotten.

London.

In meinem letzten Briefe, liebenswürdige Charlotte, versprach ich Ihnen gelegentlich etwas vom Theater hiesiger Stadt zu melden. Seit ich denselben geschrieben, habe ich oft die Schaubühne besucht, um Wort halten zu können. Wann Sie, Ihr Bruder, und ich zusammen die Trauer- und Lustspiele des Shakespear lasen, die uns mein Vater als die vortreflichsten, die jemals geschrieben worden, empfahl, so machte oft die gänzliche Unwissenheit der Sitten, der Menschen, und selbst die gewöhnlichsten Vorfälle einer großen Gesellschaft, sie uns ganz unverständlich: und obgleich die neue Welt, in die ich seit einiger Zeit eingetreten bin, meine Begriffe in dieser Absicht sehr erweitert hat, so finde ich mich doch bisweilen ungeschickt, in den Geist des Drama einzudringen, hauptsächlich in der Tragödie. Soll ich Ihnen die Wahrheit gestehen? Es hat eine Zeitlang gedauert, ehe ich es von mir erhalten konnte, die Vorstellung eines Trauerspiels abzuwarten. Ich sah jeden Tag so viel wahre Veranlassungen

zur Traurigkeit, selbst unter den glücklichsten Umständen der Gesellschaft, daß ich zu mir selbst sagte, warum soll ich mir eingebildete Uebel vorstellen, da das Leben so voll von wirklichen ist? Wie können wir einen Gefallen daran finden, selbst in unsern Vergnügungen melankolische Gedanken in uns zu erwecken? Ich urtheilte falsch, und das erste Trauerspiel, das ich sah, überzeugte mich, daß eine sympathetische Zärtlichkeit dem Herzen Freude macht, und dem Verstande nicht zu entscheiden erlaubt, ob es vernünftig ist, ihr nachzuhängen, oder nicht.

Das Trauerspiel, das mich auf richtigere Gedanken brachte, war gerade eines außer der Mode, George Barnwell: und vielleicht sind eben diese edle Einfalt, diese so gemeinen Umstände, die täglich im menschlichen Leben vorfallen, diese schöne simple Zusammentreffung der Folgen, um den leichten Uebergang von der geringsten Abweichung einer Pflicht zu der schrecklichsten Bosheit und verhärtesten Grausamkeit, deren Verbindung einen so großen Eindruck auf mich machte, vielleicht, sage ich, sind eben dieß die Ursachen, warum dieses Stück so wenig besucht, und selten jemals anders, als auf Begehren, aufgeführet wird. Die meisten Trau-

erspiele, die ich gesehen, sind so außer dem gemeinen Zirkel des menschlichen Lebens, gründen sich auf einen Unglücksfall, der sich so schwerlich zuträgt, und wann es geschieht, die Menschen mehr angeht, in so ferne sie eine ganze Gesellschaft, als in so ferne sie ein Selbst für sich ausmachen, daß, wenn ich sie auch verstund, ich doch selbst wenigen Antheil daran nahm. Jedermann fühlet das Unglück, einen ungehorsamen Sohn, einen hartherzigen Vater, eine ungetreue Gattinn, einen falschen Freund zu haben: aber, wie wenige giebt es, die Königreiche zu verlieren haben, oder deren Wohl und Wehe von der Aufnahme, oder dem Falle der Staaten abhängt. Eine gefangene Königinn wird eine Versammlung von Fürstinnen rühren: aber ein tugendhaftes Weib, das unter der Last eines unverdienten Elends darnieder sinkt, wird jedermann das Herz durchdringen. Mir wenigstens scheint es unschicklich, wann ein tragischer Dichter seine Zuflucht zu gefangenen Königen, und dem Umsturze großer Reiche nimmt, um die Zuschauer zu rühren, da jede gesellschaftliche Verbindung ihm weit interessantere Gegenstände anbieten, und in Stand setzen würde, seiner Muse zehnmal mehr Stärke und zehnmal mehr Nutzen in

Absicht auf die Sittlichkeit zu geben. Denn da die gesellschaftlichen Pflichten eine unerschöpfliche Quelle von Sittenlehren sind, so muß eine Uebertretung derselben einen fortdauernden Strohm häuslichen Kummers nach sich ziehen: und kann irgend etwas einem tragischen Dichter für sein Genie ein fruchtbarer Feld anbieten, als wenn er das Elend, das ein Bruch der gegenseitigen geselligen Pflichten zur Folge hat, das auf jedes einzelne Glied mehr, oder weniger, zurück fällt, in dem hellsten Lichte zeiget? Mir scheint es der vernünftigste Inhalt zur Tragödie: aber sehr wenig Menschen sind hier meiner Meynung. Diese, die mit den Wegen der Menschen zu bekannt sind, lassen sich durch solche Dinge nicht rühren, die täglich vor ihren Augen vorgehen: ein Dichter muß also zu etwas Wunderbaren, zu Etwas, das nicht von gemeinem Schlage ist, seine Zuflucht nehmen, um ihre Aufmerksamkeit zu reizen. Auch ist es weder der Inhalt, noch das Unglück des Helden, welches sie reizet. So interessant die Geschichte, so edel die Gesinnungen sind, wenn sie nicht in einem gewissen hochströmenden Tone ausgedrückt sind, so wie kein Mensch auf Erden jemals seine Gedanken ausgedrückt, und sein Elend bewei-

net hat, und die Erzählung nach gewissen Regeln abgemessen ist, die sich mehr auf die Kunst, als auf die Natur, gründet; so wird der Dichter seine ganze Mühe verloren haben, und sein Stück, so rührend es auch seyn mag, verachtet werden, weil er wider die ersten Erfodernisse eines tragischen Schriftstellers gesündiget hat. Ueberhaupt also kann ich nicht sagen, daß mich der größte Theil der Trauerspiele, die ich gesehen, unterhalten hat; theils, weil darinnen Dinge vorgestellet wurden, die ich nicht nur niemals sah, sondern, die ich auch unmöglich in meinem Leben werde zu sehen bekommen: theils, weil auch die ganze Geschichte mit einer solchen Prahlerey von Kunst durchgeführet wird, die selbst die entfernteste Hoffnung ausschließt, den Zustand in den Gedanken zu täuschen, daß sie wahr sey.

Weit anders geht es in Absicht auf das Lustspiel. Hier bin ich oft so verführet worden, daß ich vergessen, daß das Ganze vom Anfange bis zu Ende eine bloße Erdichtung sey: sondern der Verfasser hat die Sitten des gemeinen Lebens so gut getroffen, daß ich so gar in Gefahr gerathen, zu vergessen, daß ich ein Zuschauer wäre, und meine Anmerkungen mit denen, die ich auf dem Theater

hörte, vermischte. Die wahre Absicht der Komödie ist, die Laster und Thorheiten der Menschen in ein solches Licht zu setzen, wodurch sie lächerlich, und, wenn unsere Leidenschaften es erlaubten, so weit zu denken, verächtlich würden: allein seit einiger Zeit hat ein gewisser neuer komischer Schriftsteller eine neue Gattung eingeführet, die nicht die Laster und Thorheiten zum Gegenstande des Lächerlichen macht, sondern die Besonderheiten, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen, von der, oder jener Person, die jedermann kennt. Je mehr dieß allen Gesetzen des Wohlstandes und der Menschenliebe zuwider ist, desto weher thut es mir, daß gleichwohl diese Art von Komödie den Beyfall der ganzen Stadt hat. Der Urheber derselben ist selbst ein Schauspieler, und besitzt das höchste Talent der Nachahmung. Seine Gesichtszüge sind gefügig, daß er sie in Gestalten ziehen kann, in welche er nur will. Besonders ist er glücklich, die eigenthümliche Miene, durch die sich ein Mensch von dem andern unterscheidet, noch mehr, als die Gestalten, anzunehmen. Mit dieser Fähigkeit darf er sich nur nach einem Manne umsehen, der sich durch einen natürlichen Fehler in seiner Person, oder durch eine Besonderheit in seinen Geberden und Manie-

ren auszeichnet, die er durch seine Geschäfte, oder seine Verhältnisse, in denen er steht, angenommen. Nichts ist leichter, als ihm etwas Lächerliches in Mund zu legen, und sie mit seiner Miene und Geberde zu begleiten. Die ganze Stadt erkennet sogleich die Aehnlichkeit, und wird jeden Abend auf Kosten einer unschuldigen Person unterhalten, die selbst ohne ihre Schuld oft so lächerlich gemacht wird, daß sie sich nicht mehr öffentlich darf sehen lassen, wenn ihr nicht jeder, der ihr begegnet, ins Gesichte lachen soll. Die unendliche Verachtung, die ein solcher Charakter verdienet, wird von der ausschweifenden Begierde unterdrückt, die dieses Volk nach Neuigkeit hat. Doch hoffe ich, daß sie ihn noch treffen wird, wann die Laune ein wenig abgenutzt ist: wenigstens ist er schon einigen empfindlichen Verdrüßlichkeiten von der Rache derjenigen ausgesetzt gewesen, die so von ihm gemißhandelt worden.

Noch ist eine andere Komödie Mode, die eine Art von Oper ist, und hauptsächlich wegen der Musik gefällt, welches itzt zum herrschenden Geschmacke gehöret. Diese Opern werden sehr besucht, und ich wundere mich eben nicht: denn sie sind für solche, die Ohr genung haben, sich eine Melodie gefallen zu

lassen, ohne gerade unterscheidende Känntniß genung zu haben, ob sie vortreflich, oder mittelmäßig ist: und dieß sind wenigstens drey Viertel von den Einwohnern dieser Stadt. Ein Feind der Musik geht in keine Oper, sie sey gut, oder schlecht: dieß ist aber gewiß der kleinste Theil. Ein Mann, der wahren Geschmack und Känntniß von der Musik hat, der in so fern eine philosophische Idee mit ihr verbindet, um zu erwarten, daß sie eine Wirkung auf seine Seele, oder Leidenschaften, thun möge, ohne auf die Kleinigkeit zu rechnen, bloß eine artige Melodie zu hören, wird selten in eine englische Oper gehen, und von diesen ist auch die Zahl sehr klein, so, daß die ganze Stadt, diese zwey kleinen Partheien abgerechnet, allezeit Freunde der englischen komischen Oper sind. Und vielleicht würde ich selbst dazu gehören, wenn es eine englische Oper wäre: aber sie ist es nicht. Die Arien sind alle italiänisch, und ursprünglich für Worte gesetzt, die von denen, auf die sie itzt angewandt werden, eben so verschieden dem Klange nach sind, als dem Verstande nach. Ein sehr sinnreicher Schriftsteller dieser Nation, Herr Addison, erklärte es schon vor vielen Jahren für äußerst abgeschmackt und albern, italiänische Gesänge in englische überzutra-

gen, weil der Ausdruck, aller Wahrscheinlichkeit nach, dadurch, daß er auf die ganz unrechten Worte fiel, mußte verloren gehen: allein, selbst dieß war immer noch besser, als die neuere Mode, da doch bey einer Uebersetzung der ursprüngliche Gedanke des Dichters wenigstens beybehalten wird, und die Melodie im Ganzen dem Inhalte des Gesanges gemäß bleibt. Aber hier ist noch der Fall ganz anders: denn hier wird eine einzige Arie, die anfänglich bestimmt war irgend einen Gedanken auszudrücken, zwo, oder drey andern Gesängen mit vieler Marter in eben so mancherley verschiedenen Opern angepaßt, die eben so sehr von ihrer originellen Bestimmung verschieden sind, als sie wieder unter einander verschieden sind. Alles, was man noch zur Entschuldigung sagen kann, ist, daß Leute, die diese Opern besuchen, indem sie den Ausdruck des Pathos eines Gesanges verlieren, nichts verlieren: denn sie werden es doch nicht fühlen, wenn es auch da wäre: daß also das Alberne ihnen nicht so auffält, als denen, die hier dasjenige vermissen, was weder die Richtigkeit und Güte der Ausführung, noch die Schönheit der Harmonie alleine ihnen ersetzen kann. Sie werden sich noch erinnern, was für Mühe sich mein guter Vater bey

unsern kleinen Concerten gab, uns auf den Inhalt und die Absicht einer Arie, oder auf jede Art von Komposition aufmerksam zu machen. Wie oft hat er Sie in der Mitte eines Gesanges aufhören lassen, um Ihnen zu zeigen, wie Sie der Stelle den gehörigen Ausdruck geben müßten, wodurch sich der Gedanke der Seele mit doppelter Kraft einprägte. Sie werden sich also über meinen Widerwillen nicht wundern, wann ich sehe, daß diese bezaubernde Wirkung der Musik hier so vernachläßiget wird, als ob es dergleichen gar nicht in der Welt gäbe.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, so lang er auch schon ist, ohne Ihnen eine Hauptprobe von der Albernheit dieses Volks in Absicht auf musikalische Unterhaltungen zu geben. Es ist noch nicht gar zu lange, daß die ganze Stadt, eine ziemlich lange Zeit hindurch, alle Abende lief, eine bekannte italiänische komische Oper des Pergolese, la Serva Patrona zu hören, die in ein abscheuliches Englisch übersetzt war, und worinnen die Hauptrolle von einer Italiänerinn gesungen wurde, die, ob sie gleich ihrem Original eine Gnüge würde gethan haben, doch nicht ein einziges Wort von der Uebersetzung verständlich aussprechen konnte. Damit Sie desto

besser davon urtheilen können, so schicke ich Ihnen beydes, das Original und die seltsame Uebersetzung. Leben Sie wohl, meine Charlotte. Sie werden in dem Packet noch einige andere Musikalien von eben diesem Tonkünstler finden: denn ich weis, daß dieß das herrlichste Fest für Ihren feinen Geschmack und Ihr fühlbares Herz ist, das ich Ihnen geben könnte. Leben Sie wohl.

Altamont.

Achtzehnter Brief.

Altamont an seinen Vater.

London.

Mein verehrungswürdiger Patron hat mich diesen Morgen durch eine großmüthige Handlung überrascht, die ich eben so wenig erwarten konnte, als ich sie meinerseits verdiene. Er ließ mich in sein Schlafzimmer rufen, so bald er aufgestanden war, und that mir folgenden Antrag. „Sie haben die große Zuneigung, mein lieber Altamont, die ich für Sie die vier Tage über gewann, als ich von Ihrem Vater mit einer Politesse und Gastfreyheit unterhalten wurde, die an einem so trocknen und von der Welt abgesonderten Winkel der

Erde für mich ganz unerwartet war, durch Ihr Betragen die Zeit über, da Sie bey mir gewesen, vollkommen gerechtfertiget. Die Geschichte, die mir Ihr Vater von seinem unglücklichen Leben erzählt, rührte mich, und ich hoffte, wenn ich Sie in die Welt brächte, und Ihnen eine Ihrer Fähigkeit gemäße Versorgung verschaffte, ihn für die so unverdiente üble Begegnung, die er darinnen gefunden, einigermassen schadlos zu halten. Ich freue mich sehr, daß Ihre Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit alles rechtfertiget, was ich nur für Sie thun kann. Ich habe also, ohne Furcht, in meiner guten Meynung von Ihnen hintergangen zu werden, Sie dem Minister empfohlen, und zugleich um eine erledigte Stelle bey der Post angehalten, die jährlich dreyhundert Pfund gewisse Besoldung hat, und nebenbey sicher eben so viel, wo nicht noch weit mehr, einbringt. Folgen Sie nur stets den Vorschriften Ihres eignen Herzens, und handeln Sie mit der Rechtschaffenheit und Gefälligkeit in Ihrem Betragen, wodurch Sie sich schon so viele Freunde erworben haben, und Sie werden da nicht stehen bleiben. Ja, ich schmeichle mir gewiß mit der Ehre, einstens sagen zu können, daß ich es war, der diesen Mann der Dunkelheit

entriß. Gehen Sie itzt, und kleiden Sich an, und ich will Sie mit zum Minister nehmen. Morgen sollen Sie Ihr neues Amt antreten.“ Was konnte ich hierauf antworten? Nichts, als daß ich meine Augen gen Himmel erhob, aus denen mir die Thränen die Wangen herabströhmten: und: Gott segne Sie, Sir:“ mit einer Innbrunst sagte, die ihn bis auf den Grund meines Herzens sehen ließ. Wir giengen also fort, und der Minister empfieng mich mit einer Freundlichkeit, die mir bewies, wie hoch er meinen liebenswürdigen Wohlthäter schäzte. Da meine Expedition in meinem neuen Amte mich der Mitte der Stadt noch näher bringt, weil sie daselbst ist, so werde ich mir eine Wohnung in einer der größten Straßen der Stadt miethen, und mich befriedigen, meinem Patron so oft aufzuwarten, als es meine Geschäffte erlauben. Leben Sie wohl, mein geliebter Vater! Ich werde Ihnen wieder schreiben, so bald ich mein neues Quartier bezogen habe, und nicht ermangeln, Ihnen mit jeder Post die neuesten Zeitungsblätter von jedem Tage zu übersenden, sie mögen nun Erdichtung, oder Wahrheit, enthalten; denn das ist auch ein Vortheil meines neuen Posten, daß ich in jeden Theil des Reichs

alles, was nur unter einem bestimmten Gewichte ist, postfrey schicken kann. Leben Sie wohl.

Altamont.

Neunzehnter Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Ich habe nun, mein lieber Heinrich, einen Theil der Stadt bezogen, wo ich, wie ich sehr fürchte, meinen Nachbarn eben so seltsam vorkommen werde, als sie mir. Man sollte glauben, jedermann in der Stadt werde hier nur durch Einen Geist getrieben. Aller Gedanken und Augen sind nur auf einen Gegenstand gerichtet, Geld, und gehen in Nichts, als in der Art und Weise, von einander ab, wie sie dazu gelangen wollen. Der Handel in allen seinen verschiedenen Zweigen nimmt hier jeden Kopf ein, und scheint das einzige Ding in der Natur zu seyn, das des Bestrebens der Menschen würdig ist. Urtheile also, wie ich den Leuten lächerlich vorkommen mußte, als ich vor kurzem in einer Gesellschaft von Kaufleuten zu behaupten wagte, es sey eine Möglichkeit, daß die Nation

durch einen zu ausgebreiteten Handel allein in Verfall gerathen könnte. So paradox dieses ihnen scheinen mochte, so glaube ich doch, daß sich die Wahrheit dieses Satzes leicht beweisen läßt, wenn wir betrachten, daß die Schwelgerey eine natürliche Folge eines sehr großen Handels und der Verschwendung von Reichthümern in Privathänden ist. Sie war es, die die drey größten Staaten in der Welt, den Römischen, Athenienſischen und Spartanischen, zu Grunde richtete. So langsam dieses zu gehen scheint, so läuft es bey allen Staaten doch immer zuletzt darauf hinaus. Setze zu dieser Anmerkung noch diese hinzu, daß diese Nation, seit vielen Jahren, (wie man mich berichtet,) keinen Krieg gehabt, an welchem das Handelsinteresse nicht die einzige, oder hauptsächlichste Ursache gewesen. Dieser Schluß scheint freylich den Bürgern von London eben so abgeschmackt, als wenn ich beweisen wollte, daß ein Mensch in Todesgefahr wegen übermäßiger Gesundheit sey. Ich halte es also fürs Klügste, mir meine Vorstellungen zu ersparen, und so sehr ich auch in meinem Herzen davon überzeugt bin, schweige ich doch stille: doch geht es mir oft durch die Seele, wann ich einen Mann, der schon so Viel besitzt, daß er sich und seine

Nachkommenschaft bis ans Ende der Welt erhalten könnte, von früh bis in die Nacht arbeiten, sich selbst einen künstlichen Hunger machen, und zugleich die Beschwerde des Reichthums und die Angst des Mangels fühlen sehe, dieß alles, warum? Entweder die Ehrfurcht von Verwandten auf sich zu ziehen, die innerlich jeder Stunde seines Lebens fluchen: oder ein Hospital nach seinem Tode zu stiften, wozu die Liebe des Nächsten nicht der Bewegungsgrund ist, sondern bloß der stolze Gedanke, daß sein Name in goldnen Lettern über die Thüre werde gegraben werden. Es wird dir freylich unbegreiflich vorkommen, wie ein Mann, der sich alle mögliche Mühe giebt, in seinem Aeußerlichen so armselig zu erscheinen, daß er kaum den Anspruch auf einen Gruß machen kann, gleichwohl noch eine solche Eitelkeit haben könne. Aber, lieber Heinrich, ich habe viel von dem Stolze und der Eitelkeit der Könige und Helden gehöret und gelesen. Ich habe den Stolz der Vornehmen, der Höflinge, der großen Gelehrten, und der galanten Weiber gesehen: aber noch keinen, der demjenigen von einem Kaufmanne ähnlich wäre, der sich aus der Armuth zu einem großen Reichthume erhoben. In wie vielerley Gestalten zeigt er sich nicht! Bisweilen sieht er

unter einem abgeschabten Kleide, mit geflickten Schuhen und Strümpfen, nicht nur auf beide Parlamentshäuser in ihrem größten Glanze, sondern auch auf Großmuth, Gelehrsamkeit, Wohlthätigkeit, Rechtschaffenheit, und jede liebenswürdige Eigenschaft mit einem höhnischen und verächtlichen Lächeln herab. Bald brüstet er sich unter der äußersten Verschwendung ohne feine Wahl, unter dem Ueberfluße ohne Geschmack, unter der Schwelgerey ohne wahren Genuß, in den höhern Auftritten des Lebens, und verräth mitten unter seiner ungeschickten Pracht seinen niedrigen Ursprung. Der Anzug, die Equipage, das Haus, die Ausmöblirung, die Gastereyen eines Kaufmanns von diesem Schlage, alles ist übertrieben und ungereimt: Alles verräth den Gedanken, wenn man nur Geld genug hat, so könne sonst nichts fehlen. Bewirthet dich ein Mann vom Stande, so wirst du selten andere Beweise von Aufwand finden, als in so weit ihn Geschmack und Wohlstand erfodern: ist es bey einem reich gewordenen Krähmer, so findest du bloßen Aufwand. Der einzige Gedanke des Geldes, den er am Rechentische und auf der Schreibestube als das höchste Gut zu betrachten sich frühzeitig angewöhnt, sticht durch

sein ganzes Leben hervor, und ist allezeit der herrschende: und er mag sich nun in Sparsamkeit, oder Verschwendung kleiden, so bleibt es immer derselbe Gedanke, und äußert sich verschiedentlich in seinen Wirkungen, bloß nach der Gemüthsart des Besitzers. Vielleicht macht die Verachtung, die ich für das Geld, bloß als Geld, und für jedermann bezeige, der zu seiner Empfehlung nichts, als Geld, hat, daß man mich für einen großen Neuling hält, der weder die Welt, noch Handel und Wandel kennet: (denn so nennet man sehr emphatisch alle Geldgeschäfte, als ob sonst nichts unserer Aufmerksamkeit werth wäre,) und vielleicht hat man nicht unrecht. Vielleicht aber habe ich eben dadurch den Vortheil, die Dinge in ihrem wahren Lichte zu sehen, ohne daß mein Verstand durch frühzeitig eingesogene Vorurtheile für Dinge verdunkelt wird, die eine so allgemeine Hochachtung nicht verdienen. Ich räume dem Besitze des Geldes gern alle die Vortheile ein, die man ihm einräumen muß. Ich weiß, daß ohne dasselbe der tugendhafteste Mann im Elende schmachten muß: aber ich kann ihm auch nicht mehr, als diesen Vortheil, zugestehen, und was ich beklage, ist bloß, daß, wann ein Mensch dasselbe erlangt, oder wann er mit dem Begriffe

angefüllt ist, die Begierde nach Reichthüm sey das einzige Nothwendige, das ganze Geschäfte seines Lebens, daß, sage ich, ihm jedes andere Bestreben, jedes andere Verdienst aufgeopfert wird, und daß eine solche Denkungsart, welche Geld für das höchste Gut hält, nothwendig den Geiz zur höchsten Tugend, nnd die Multiplicationstafel zur höchsten Känntniß des Menschen machen muß. Lebe wohl.

Altamont.

Zwanzigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Es giebt hier, wo man geht und steht, eine Art Menschen, die ohne irgend einiges Verdienst, doch überall willkommen sind. Sie thun in der Welt niemals etwas Bemerkenswerthes, sie wissen aber alles, was in der Welt vorgeht: und da sie einem alles erzählen, so kann es nicht fehlen, daß man doch bisweilen Etwas aus ihren Reden auflies't, was man gerne wissen möchte. Ein Mann von diesem Schlage schwatzt die erste Stunde, da man mit ihm spricht, unaufhörlich, und sein ganzes Geschwätz ist, wie ein Zeitungsblatt,

eine umständliche Erzählung verschiedener Geschichtchen, wo eine der andern ohne Ordnung und Verbindung folgt, von denen manche uns interessiren können, andere aber uns gar nichts angehen. Indessen kann es doch kommen, daß sie für den nächsten, den er aufsagt, von Wichtigkeit scheinen: denn seine Reden ändern sich niemals ab, als bis er von neuer Materie wieder vollgepfropft ist. In dieser Absicht ist er, wann er aufgehöret hat, ein eben so geduldiger Zuhörer, als er zuvor ein hitziger Sprecher gewesen war, und er wird während unserer Rede, eben so, wie wir bey der Seinigen thaten, alles verwerfen, was nicht in seinen Krahm taugt, d. i. was nicht so beschaffen ist, daß er es in der nächsten Gesellschaft wieder erzählen kann. Man darf nur einen dieser Leute um seine Meynung, was er von der oder jener Sache halte, fragen, so weiß er nicht das mindeste: sie geht ihn weiter nichts an; genug sie ist so und so geschehen, und er hat es von dem oder jenem gehöret. Ein solcher Mensch spricht, denkt und thut nichts: er erzählt bloß, was andere sprechen, denken, oder thun: und nimmt weiter keinen Antheil daran, als ein Brunnen, der das Wasser hergiebt, wie er es bekömmt. Er ist die Maschine, durch die es überliefert

Bayerische Staatsbibliothek München

wird; die Quelle aber liegt tiefer. Nichts ist ihm unausstehlicher, als wann er auf dem Lande, oder eine Woche auf seiner Stube zu bleiben, genöthiget ist. Kömmt er dann in die Welt zurücke, so hat er nichts Neues zu erzählen, niemand will etwas Altes hören, sein Vorrath ist aufgezehret, er macht bankerot, und muß Tag und Nacht arbeiten, um einige neue Späne von Erkänntniß zu sammeln, um die Welt wieder unterhalten zu können.

Einer dieser Leute, die mir bisher ganz unbekannt waren, gab mir diesen Morgen einen Besuch. Nach einer kleinen Entschuldigung, die er unterwegens studiret, und ziemlich ungeschickt vorbrachte, sagte er mir: er habe gehöret, daß ich bey der Post eine Stelle habe, und nahm sich also die Freyheit zu fragen: ob nicht eben ein Brief auf der Post mit der Addresse eingelaufen sey: „An den König, Cito.“ Ich versicherte ihn, daß ich nichts davon wüßte, weil es nicht mein Amt wär, die Briefe auszulesen: indessen würde doch ein solcher Umstand zu viel Geredes in der Expedition verursachet haben, als daß ich nichts davon sollte gehöret haben.“ „Nun, Sir, versetzte er, so muß ich Sie eilends verlassen: denn die Sache ist durchgängig

zu bekannt, und ich kann weder essen, noch schlafen, bis ich ihr auf ein so sicheres Zeugniß überall widersprochen habe." — — Ich zweifle nicht, daß dieser Mann die Widerlegung einer außerordentlichen Neuigkeit, von der er den Inhalt schon im Voraus wissen wollte, für ein so großes Glück hielt, als Josua, der der Sonne stille zu stehen gebot. — — Bisweilen geschieht es, obgleich selten, daß einer von diesen Neuigkeitskrämern ein wenig mehr Kopf hat, als durchaus nöthig ist, bloß das Hörensagen zu wiederholen: doch dieß ist desto schlimmer; denn da keine Pein bey ihm derjenigen gleichet, als gar nichts zu wissen, wann anders dieß jemals der Fall ist, oder wenigstens das Ansehen zu haben; so nimmt er seine Zuflucht zur Erfindung, und schwatzt so strohmweiß von Dingen, von denen er nichts weiß, als ob er mit ihnen noch so sehr bekannt wäre. Der bloße Unterschied ist, daß er meistentheils von den Dingen, von welchen er am wenigsten weiß, mit der äußersten Zuversicht und Dreustigkeit spricht, um allen Verdacht von sich abzuwenden. Ein Mann von diesem Schlage ist weit unerträglicher, als der bloße Neuigkeitskrämer. Denn, wann ein Mensch von der Sucht einer allgemeinen Känntniß einmal

Bayerische
Staatsbibliothek
München

überfallen worden, so kann man sicher dem Vergnügen der Gesellschaft auf ewig gute Nacht sagen. Man mag reden, von was man will, so redt er allein: er stürzet sich in jede Kunst und Wissenschaft: reißt dem andern die Geschichte, die er anfängt, aus dem Munde, und erzählt sie schlecht, hat alles gesehen, alles gehöret, alles gelesen. Nie ist er in Verlegenheit. Spricht man von einer Sache, die man augenblicklich entdeckt hat, so wird er versichern, daß er sie schon seit acht Tagen gewußt hat: sagt man ihm, das könne unmöglich seyn, weil es eine eigne Entdeckung sey, so wird er anfangen zu lachen, und uns sagen, auch das habe er gewußt. Kurz, es bleibt einem nichts übrig, als zu gestehen, daß man seiner überdrüßig sey, und ihn verlasse. So bald er fort ist, wird er die Gesellschaft versichern, es sey ein bloßer Vorwand gewesen, um fortzukommen, und daß er schon wisse, warum man weggegangen sey. Welch ein Unglück nicht Witz genug zu haben, um zu reden, und nicht Verstand genug, um zu schweigen! Lebe wohl.

Altamont.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ein und zwanzigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Seit ich mich in dieser Stadt festgesetzt habe, finde ich, daß die Einwohner zwoer Städte in verschiedenen Reichen nicht so sehr von einander verschieden seyn können, als die Leute, die ich in diesem Quartiere der Stadt angetroffen, von jenen, die ich an dem andern Ende der Stadt zurück gelassen habe. Jeder Theil der Stadt ist eine besondere Republik, und hat in Absicht auf die Gesellschaft sein eignen Gesetze, Gewohnheiten, und sogar seine eigne Sprache: denn nicht einerley Worte haben in den verschiedenen Theilen der Stadt auch einerley Bedeutung: sondern eben dieselben Ausdrücke und Redensarten, die zu St. James gäng und gäbe sind, werden auf dieser Seite von der St. Paulskirche ganz unverständlich, so daß derjenige, der hier in einer Gesellschaft, oder auf einem Kaffeehause, durch seinen Witz und Lebhaftigkeit glänzet, in einer Stadtversammlung in St. James-Sqväre, oder auf einem Kaffeehause in St. Jamesstreet, so verlegen ist, als ob er aus einem ganz fremden Lande kä-

me. Er weiß weder, wie er sich bewegen, oder still stehen, reden, oder schweigen soll. Er hört die Leute um sich her über Dinge reden und schwatzen, von denen er nicht ein Wort weiß, und er darf es nicht nur nicht wagen, ein Wort dazuzugeben, sondern kaum zuzuhören, wann er nicht fürchten will, eine Unschicklichkeit zu begehen. Glücklich genug, wenn man seine Verlegenheit nicht bemerkt, oder wenn er sie nicht merken läßt: denn in einer sehr zahlreichen Gesellschaft wird es nicht leicht an einem Manne fehlen, der stolz genug auf seine eigne kleine Weisheit wäre, um des andern Unwissenheit durch die Vergleichung mit sich, nicht dem Gelächter bloß zu stellen, ohne daß er überlegt, daß, wenn er von Ungefähr in der Stadt umher wandern sollte, er an einem andern Orte in eben der Verlegenheit seyn würde, und wegen einer Unwissenheit kleiner Vorfälle und örtlicher Späschen sich in demselben Lichte zeigen würde. Denn mit der Verachtung, die ein Hofmann für einen Bürger hat, kann nichts verglichen werden, als die Verachtung, die der Bürger für den Hofmann hat: bloß mit dem Unterschiede, daß der Höfling in seiner Verachtung einförmig ist, und sich gleich bleibt; der Bürger in so weit aber von ihm abgeht, daß

er selbst die Sitten und Geberden derjenigen nachzuahmen suchet, die er verachtet.

Daher hält es so schwer, die Gränzen zwischen dem Hofe und der Stadt zu bestimmen, oder zu sagen, wo der eine sich endiget, und die andere sich anfängt. Es giebt einige Leute, die, weil sie in Verbindung und Unterhandlung mit beiden stehen, selbst nicht sagen können, zu welchem sie gehören: denn indem sie nicht unter die geringere Klasse gerechnet werden wollen, so macht ihnen die höhere Klasse die Ansprüche unter sie zugehören streitig: und ob sie gleich in der Stadt unter die Hofleute gezählet werden, so müssen sie sich doch gefallen lassen, am Hofe Bürger zu seyn. Eine Schwester, oder Muhme, die in eine adeliche Familie heurathet, flößt oft einem jungen Bürger so viel Begierde ein, nach Vornehmigkeit zu derselben Zeit zu angeln, da ihn sein Geschäfte auf die Stadt einschränkt, daß er sich von einer schiefen Vermischung seiner Verbindungen in beiden lächerlich macht. Eine Anhänglichkeit an Leute von der großen Welt und Zerstreuung an dem einen Orte, und an dem andern eine kluge Wahrnehmung seiner bürgerlichen Geschäfte, zwingen ihn zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener Mensch zu seyn: und es trifft sehr

selten, daß ein Mann ein so guter Schauspieler ist, einen Charakter sogleich bey Seite zu legen, und den andern mit so vieler Geschicklichkeit anzunehmen, daß nicht immer einer in dem andern hervorgucken sollte. Wie schwer, wenn die behutsame Zurückhaltung, der demüthige Bückling, das verbindliche Lächeln, die kleine Stutzperücke des Kaufmanns der vertraulichen Leichtigkeit, der zuversichtlichen Dreustigkeit, dem lauten Gelächter, dem zierlichen Anzuge des Hofmannes Platz machen soll. Eben so wenig leicht ist es, mit Schicklichkeit einen affektirten Charakter anzunehmen: und wohin sich auch die natürliche Gemüthsart eines Mannes von diesem Schlage neiget, so muß er allezeit Gefahr laufen, entweder hier seinen Credit, oder dort seine Politesse, ohne einen gewissen Antheil von Heucheley zu verlieren. — Ich habe bemerket, daß ein Bürger selten an Hof geht, um dahin zu gehen, als vielmehr von daher zu kommen. Es giebt gleich allem, was er den Tag über saget, ein Ansehen. Alles, was er mitbringt, bringt er von dorther, obgleich alles, was er dort gehöret, ein unverständlich Gemurmel war, nnd alles, was er gesehen, eine Falte von des Königs Kleide war, die durch einen zehnfachen Zirkel von Menschen, die

ihn umgaben, durchschimmerte. Und vielleicht findet der Hofmann, wann er in die Stadt kömmt, ein Vergnügen darinnen, daß er sich über sein unerträglich ihm auferlegtes Geschäfte beschweret, ob er gleich vielleicht nichts mehr zu thun hat, als seinen Namen zu schreiben, und eine Summe Geldes bey der Bank in Empfang zu nehmen. Die Hofmiene ist so ansteckend, daß man sie sogar an den Fruchtlieferanten und an den Küchenschreibern wahrnimmt, sie tragen die Haare in einem Beutel, und schwatzen von Stellen und Pensionen. Die Miene der Geschäftigkeit ist in der Stadt so ansteckend, daß der Kehrmann und Stubenheizer bey der Bank die Feder hinter die Ohren steckt und von dem Steigen und Fallen der Stocks schwatzet. Jede Klasse von Menschen hat ihren eignen Begriff von Vollkommenheit, auf den jede insbesondere Ansprüche machet, sie mögen nun wahr, oder falsch seyn. In der Stadt ist das Objekt Geld. Jedermann will also für einen wichtigen Mann bey der Handlung angesehen seyn, zuckt seine Schultern mechanisch, wenn er schlechte Nachrichten aus Indien höret, und nimmt eine ernsthafte, oder heitre Miene an, nachdem die Stocks steigen, oder fallen. Unter den Leuten von einem höhern

Range, wo der Begriff von Vollkommenheit sich auf Geburth und Ehrenstellen gründet, suchet jeder diese Vortheile auszukramen, wie er glaubt, daß er dadurch jener Idee am nächsten komme. In seinem Vorhause hängt ein großer Stammbaum, seine Zimmer sind mit den Bildnissen seiner Vorfahren ausgezieret, und so weit zurücke geführt, als er nur einiges Ansehen dadurch zu gewinnen glaubt; die in den Nebenzweigen, die dem Hause einigen Glanz verschaffet haben, werden sorgfältig aufbewahret: aber kein Kopf, und wenn er auch vom Vandyke gemalt wäre, von irgend einem, der das hochadeliche Blut durch eine Verbindung mit dem Handel besudelte, wird darinnen aufgenommen. Das Ohr des Königes zu haben, Minister zu seyn, oder mit des Ministers Freunden in Bekanntschaft zu stehen, und so bis zur hundertsten Stufe herab, das sind alles, nach Verhältnisse Gegenstände des Ehrgeizes, der Bewunderung und des Beyfalles. Ein Mann, der am Hofe erzogen worden, schwatzet, denket, handelt, steht auf und legt sich mit keinen andern Gedanken nieder, als seinen Rang zu befördern, und vielleicht ohne eine bestimmte Absicht, bloß von einer Stufe zur nächsten empor zu steigen: und nach dieser Vorstellung

mißt er seine Hochachtung, seine Ehrerbietung, seine Höflichkeit, seine Gleichgültigkeit und seine Verachtung gegen alle die ab, die um ihn her sind. Und niemand wundert sich auch darüber, niemand verdammt ihn, weil diese Gewohnheit durch die allgemeine Denkungsart geheiligt ist: wird sie ja verdammt, so geschieht es bloß von denen, die keine Hoffnung haben weiter zu kommen. Eigentlich kann ich nicht sagen, was für Eigenschaften dazu gehören, sein Glück am Hofe zu machen. Das Verdienst allein ist es nicht. Ich will damit nicht sagen, daß wahres Verdienst, wann man es entdecket, verachtet werde; aber es wird übersehen und vergessen, wofern nicht zufällige Umstände es ans Licht bringen. Bisweilen steigt durch einen Zusammenfluß von Umständen ein Mann, nicht allein ohne alles Verdienst, sondern so gar durch Eigenschaften, die ihm gerade den Weg dazu versperren sollten: aber oft geschieht es, daß eben diese schlechten Eigenschaften, durch die er sich erhob, Ursache sind, daß er eben so geschwind fällt, als er stieg. Ich finde also, daß weder der Moralist, welcher sagt, daß Tugend und Rechtschaffenheit allezeit ihr Glück machen, Recht hat; noch der Unzufriedene, welcher bloß List und Betrug für den einzi-

gen Weg dazu hält. Der Hof ist ein kleiner Inbegriff der Welt. Weder große Talente, noch eine allgemeine Rechtschaffenheit, bürgen für einen glücklichen Fortgang: sondern ein Kopf, der gewisse besondere Unternehmungen auszuführen weiß, und eine unermüdete Aufmerksamkeit auf Zeit und Umstände besitzt. Ohne sie kömmt der lasterhafteste und unternehmendste Mann nicht fort, und es fehlet eben so gut dem tugendhaftesten und standhaftesten Manne. Tugend und Laster, mein Heinrich, werden ihren Lohn finden: aber nicht eher, als bis die Menschen in ihren Begriffen und in ihrem Betragen einstimmig sind, ich könnte sagen, bis Menschen nicht mehr Menschen sind, das ist, nicht in diesem Leben. Lebe wohl.

Altamont.

Zwey und zwanzigster Brief.

Altamont an Charlotten.

London.

Ich kenne keinen Charakter, der für die Gesellschaft so gefährlich, und der häuslichen Glückseligkeit so fürchterlich wäre, als der sogenannte galante Mann: das ist, derjenige, der ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit, Freund-

schaft und Tugend, jedem Frauenzimmer, wenn er sie seines Siegs für würdig hält, sie mag verheurathet, oder ledig seyn, ihre Ehre zu rauben sucht. Diese Stadt wimmelt von solchen Bösewichtern, die niederträchtig genug sind, der Tugend jeder Schönen nachzustellen, und Eitelkeit genug haben, einen glücklichen Fortgang darinnen zu hoffen. Hat einmal ein solcher artger Kerl seine Augen auf ein Frauenzimmer geworfen, so mag sie Tochter, oder Frau selbst seines vertrautesten Freundes seyn, so braucht er alle mögliche Künste, ihr seine Person angenehm zu machen. Die ununterbrochenste Aufwartung, der schmeichelhafteste Vorzug, die ausgesuchteste Höflichkeit wird angewandt, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bey öffentlichen Gelegenheiten ist er ihr stets zur Seite, und in Privatgesellschaften weiß er es allezeit so zu spielen, daß er etwas, das ihr vortheilhaft oder angenehm ist, oder beides zu seyn scheinet, befördert. Er machet z. B. die Parthien so, wie er weiß, daß sie ihrem Geschmacke gemäß sind, saget ihr verbindliche Schmeicheleyen, machet ihr kleine artige Geschenke, läuft durch die ganze Stadt, um Etwas aufzutreiben, das sie gern haben möchte, sucht jede Gelegenheit herbey zu führen, wo sie ihre beson-

dern Vorzüge mit Vortheil zeigen, und wo er sie, indem er sie mit einem Kommentar voll von den übertriebensten Lobsprüchen begleitet, mit sich selbst ausnehmend zufrieden machet; denn das ist kein geringer Schritt, daß sie es auch mit ihm ist, bis sie nach und nach und unvermerkt fühlet, daß er ihr unentbehrlicher geworden, als sie nimmermehr geglaubt hätte. Dieß alles wird so herbey geführet, daß ihr nicht die geringste Besorgniß dabey einfällt. Denn wer weiß nicht, wie gern auch die tugendhaftesten und bescheidensten Frauenzimmer sich gern mögen bewundern lassen? Dieß klingt freylich, meine Charlotte, wie ein sehr gemeinörtliches Stück einer Satyre auf die Stadt überhaupt. Aber sollten Sie, so wie ich, die Mühe sehen, die sich selbst die verehrungswürdigsten Frauenzimmer geben, die Augen der Männer auf sich zu ziehen, wie unangenehm ihnen bloß weibliche Parthien sind, mit welcher zuversichtlicher Freude sie die Schmeicheleyen eines artigen Mannes aufnehmen, wie gleichgültig selbst die zwo besten Freundinnen gegen einander sind, so bald sie sich in Gesellschaft mit nicht ganz zu verachtenden Mannspersonen befinden, und mit welchem Triumph sie sich nicht enthalten können, die Zeichen von vorzüglicher Huldigung zu

bemerken, auch wenn sie sich nicht frey genug finden, sie anzunehmen; so würden Sie mein Urtheil gewiß nicht für zu strenge halten. Welch ein Feld aber wird hier nicht einem niederträchtigen und kühnen Bösewichte geöffnet? Wo kann ein Frauenzimmer, die sich die Aufwartungen gefallen läßt, von denen sie weiß, daß sie entweder keine, oder eine böse Absicht haben, sagen, daß sie stille stehen will? Die Unschuld ihrer eignen Absichten ist keine Sicherheit. Der Mann versteht sein Handwerk schlecht, der ein Frauenzimmer nicht weiter fortzuziehen weiß, als sie zu gehen Lust hat. Ist er darauf ausgelernt, so wird er sie gewiß in den Gemüthszustand zu bringen wissen, in dem er sie zu haben wünscht, selbst ehe sie nur den geringsten Verdacht seiner Absicht hat, und der ihr die Rückkehr beynahe unmöglich macht. Man wird vieleichtsagen, daß unverheurathete Frauenzimmer sich durch die Hoffnung können hintergehen lassen, daß eines jungen Mannes Aufwartungen rechtschaffene Absichten zum Grunde haben können: und wo ein solcher dergleichen vorgiebt, und keine Umstände die Wahrscheinlichkeit derselben widerlegen, so wollte ich mir es gerne gefallen lassen. Aber wo ist das junge Frauenzimmer, die darauf Acht

hat? Welche findet nicht in der Höflichkeit, in der Schmeicheley, in der Anhänglichkeit eines Mannes ein Vergnügen, nicht nur von dem sie weiß, daß er keine solchen Absichten hat, in dessen Gewalt es nicht einmal steht, sie zu heurathen; sondern auch, von dem sie weiß, daß, wenn er wirklich die Absicht hätte, sie selbst ihn weder heurathen könnte, noch wollte? Und doch, wo ist das junge Frauenzimmer, so bald es nur ein galanter Mensch ist, die nicht die ganze Nacht durch mit ihm tanzen, und seine Ergebenheit sich nicht nur zur Ehre und zum Vergnügen anrechnen, sondern ihm so gar sehen lassen wird, daß sie sichs dafür anrechnet. Ist dann ein Mensch niederträchtig genug, sich eine Eitelkeit dieser Art zu Nutze zu machen, wo kann ein Frauenzimmer für sich stehen, daß sie über alle Versuchungen erhoben seyn werde, die alle einschmeichelnden Künste eines angenehmen Mannes ihr in den Weg legen können? Dieß sind Umstände, die jeden galanten Mann zur Pest der Gesellschaft in Absicht auf junge Frauenzimmer machen. In Ansehung verheuratheter ist er es noch zehnmal mehr. Er braucht nicht einmal seine Absichten zu erreichen, so störet er schon den Frieden in Familien: schon seine Bemühungen sind zureichend. O liebste Charlotte,

Sie werden merken, daß ich mit Wärme über diese Sache schreibe. In der That liegt sie mir auf dem Herzen. Eine traurige Geschichte, von der ich in einem Hause von meiner nächsten Nachbarschaft ein Zeuge gewesen, giebt mir alle diese Betrachtungen ein. Ich will sie Ihnen erzählen, ob ich gleich nicht die wirklichen Namen der dabey vorkommenden Personen zu nennen wage: erdichtete werden dasselbige thun.

Mein nächster Nachbar, (er mag Phormio heißen,) war ein junger Mensch von vortreflichen Grundsätzen, von einem herrlichen Verstande, und der sanftesten Gemüthsart, vielleicht nur mit zu viel Wärme vermischt, die aus einer überaus feinen Empfindsamkeit entstand. Ungefähr vor einem Jahre verheurathete er sich mit der liebenswürdigen Melisse, liebenswürdig in ihrer Person, in ihrer Gemüthsart, und in ihren Sitten. Kann ihr ja etwas zur Last geleget werden, so war es die Schwachheit gern bewundert zu werden, zu der sie sich schon frühzeitig gewöhnt hatte, weil sie immer ein Gegenstand der Bewunderung gewesen war. Niemals genoß ein Paar die wahre Glückseligkeit des ehelichen Lebens mehr, als Phormio und Melisse! diese würde auch, wahrscheinlicher Weise, bis ans Ende ih-

res Lebens gedauert haben, wofern sie nicht ein Zufall mit dem artigen, schmeichelnden, betrügerischen und lüderlichen Lothario gestöret hatte. Kein Mann kann leicht gefährlichere Eigenschaften zu einem Verführer gehabt haben, als Lothario: dem Scheine nach empfindsam und gefällig in seinem Betragen, artig und lebhaft in seiner Aufführung, sanft und einschmeichelnd in seinem Umgange: er sang, tanzte, besuchte die beste Gesellschaft, war mit allen angenehmen Gemeinörtern der Unterredung bekannt, ganz Aufmerksamkeit für das schöne Geschlecht, und in seinen Bemühungen zu gefallen unermüdet. Er sah Melissen bey einer Gesellschaft in der Stadt: sie gefiel ihm, und er beschloß, seine Angriffe auf sie zu wagen. Er hatte zwar nur eine kleine Bekanntschaft mit dem Phormio, aber für einen so listigen Menschen war das schon genug, sie zu einer vertrauten Freundschaft zu machen. Eine Verbindung mit einem Manne von der Welt, ein Parlamentsglied, eine Person von einiger Wichtigkeit, dieß waren für einen jungen Menschen, der in die Geschäfte der Welt eintrat, lockende Umstände: und Lothario besaß die Geschicklichkeit, die niedrigsten Absichten auf dessen Frau unter der Maske der feurigsten Freundschaft für den Mann zu verbergen. Er sah, daß seine Besuche der

Melisse nichts weniger, als unangenehm waren: aber die große Freymüthigkeit und Offenherzigkeit ihres Betragens gegen ihn, die ungezwungene Freudigkeit, mit welcher sie ihm begegnete, und die manche Mannsperson, ohne viel Kenntniß der Welt, für einen günstigen Umstand für sich würde ausgelegt haben, überzeugten ihn, daß er mit der größten Behutsamkeit verfahren müsse. Er sah die Unschuld ihres Herzens und ihrer Absichten, und war gewiß versichert, daß es ihm nicht glücken würde, wofern er sie nicht in einer gänzlichen Unwissenheit ihrer Gefahr so lange erhalten könne, bis er ohne ihr Bewußtseyn sich ihrer Neigung versichert habe. Er fand, daß ihre einzige Schwachheit Eitelkeit sey: er griff sie also am meisten von dieser Seite an. Er war bey ihr zu Hause lauter Aufmerksamkeit, und an öffentlichen Orten verließ er gewiß seine Gesellschaften um die ihrige zu vermehren.

Ein solches Betragen konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Jedermann sah es, und es fehlte nicht an dienstfertigen Freunden, die den Phormio bald darauf aufmerksam machten. Zehntausend kleine Umstände erwachten sogleich in seinem Gedächtnisse, den für ihn so schrecklichen Verdacht zu bestätigen. Jeder Besuch des Lothario vermehrte ihn, und

die arme Melisse fieng an, sehr in ihres Mannes Achtung zu sinken, nicht nur ehe sie es verdiente, sondern selbst ehe sie noch den geringsten Argwohn davon hatte. Stelle Dir den entsetzlichen Zustand des Phormio vor! Ungewiß, was er denken, oder thun sollte: voll Furcht, sich mit seinem Freunde zu überwerfen, weil sein Verdacht vielleicht ungegründet seyn konnte: noch furchtsamer, sich gegen seine Frau darüber zu erklären, fuhr er fort auf einen Beweis zu lauern, der ihm, wann er ihn finden sollte, bitterer, als der Tod selbst, seyn würde. Melisse, lustig, unaufmerksam, lebhaft und glücklich sah nichts von dem Gemüthszustande ihres Mannes. Lothario aber entdeckte ihn, trotz aller seiner Bemühungen, ihn zu verbergen. Der Ränkevolle ist immer argwöhnisch, und da er wußte, daß Phormio Ursache hatte, seinetwegen unruhig zu seyn, so sah er auch gleich, daß er es war. Da er also keine Zeit zu verlieren hatte, so beschloß er die erste Gelegenheit zum Angriffe zu nützen. Melisse war die einzige Person, die weder etwas von der Eifersucht ihres Mannes, noch von der Verrätherey ihres Liebhabers, wußte. Eines Abends tanzte sie mit ihm, in eben der Gesellschaft, wo sie ihn zuerst gesehen hatte. Sie nahm alle Süßigkeiten, die er ihr vorsagte, mit

ihrer gewöhnlichen Heiterkeit auf, und ließ sich am Ende, vergnügt mit ihren Abendzeitvertreibe, und glücklich in der bewußten Unschuld ihres Herzens, nach Hause tragen.

So bald die Sänfte an ihrer Thüre hielt, wunderte sie sich eben nicht sehr, den Lothario zu finden, der ihr die Hand bot, sie hinaufzuführen. Er sagte, daß es noch nicht spät sey, er wäre gekommen, einen Bissen Abendbrodt mit ihr und dem Phormio zu essen, ehe er nach Hause gieng, und fragte, ob er zu Hause sey? Sie sagte, sie glaube es, weil sie ihn in Gesellschaft zurücke gelassen. Phormio aber war nicht zu Hause, sondern mit seiner Gesellschaft zum Abendessen in ein Wirthshaus gegangen. Es stund eine kleine kalte Abendmahlzeit für Melissen auf dem Tische, und sie und Lothario setzten sich. Nach Endigung derselben fieng er an, die Maske abzulegen, indem er ihr eine feurige Liebeserklärung that, welches er noch nie gewagt hatte. Er legte das Erstaunen, welches sie in ein augenblickliches Stillschweigen versetzte, zu seinem Vortheile aus, und drang heftig in sie, ihn glücklich zu machen. Er faßte sie in seine Arme, und da sie kämpfte, sich von ihm los zu reißen, gieng die Thüre auf, und der wütende Phormio sprang hinein. Er hatte von dem Be-

dienten gehöret, der ihn einließ, daß Lothario oben wäre. Die Stunde, ihre vereinte Rückkehr aus der Assemblee nach Hause, mit seinem vorhergehenden Verdachte zusammen genommen, hatten seine Eifersucht aufs höchste gebracht, und der Zustand, in denen er sie fand, bestätigten, wie er glaubte, die Gewißheit seines ganzen Argwohns. Er hielt nicht einen Augenblick zurück, zog den Degen, und gieng, ohne ein Wort zu sagen, wütend auf den Lothario los, der gerade nur so viel Zeit übrig hatte, seinen Degen von dem Stuhle, wo er ihn aufgehangen, zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Es folgte ein Gefecht, in dem Lothario so den Vortheil hatte, daß, ehe die außer sich gebrachte Melisse die Bedienten herbey rufen konnte, sie aus einander zu reißen, mein armer, betrogener, beleidigter, unglücklicher Freund eine Wunde erhielt, an der er kurz darauf starb. Melisse ist seit der Zeit in eine solche Verzweiflung gerathen, daß die Aerzte an der Wiederherstellung ihrer Vernunft zweifeln. Der schändliche Lothario hat sein Vaterland verlassen: doch da mein armer erblaßter Nachbar thätige Freunde hat, so möchte er schwerlich den Händen der Gerechtigkeit entgehen. — Wenn man die Umstände einer solchen Begebenheit erwäget, mit welchem Entsetzen, mit was für Verach-

tung muß man diese angenehmen Wollüstlinge betrachten, die in der Stadt umher flattern, und jede Gelegenheit ablauern, die Unvorsichtigen zu verführen, und die Unschuldigen zu verrathen! O, meine Charlotte, wie richtig ist, was der Weise sagt: „Er folgete der Wollust nach, wie ein Ochse zur Schlachtbank geführet wird, und wie zum Fessel, da man die Narren mit züchtiget: bis sie ihm mit dem Pfeil die Leber spaltete. Wie ein Vogel zum Stricke eilet, und weiß nicht, daß es ihm das Leben gilt.“ Lebe wohl.

Dein

Altamont.

Drey und zwanzigster Brief.

Altamont an Heinrich,

London.

Ich spielte den vorigen Abend mit einem jungen Frauenzimmer in der Charte, deren Schönheit, durch die verschwendrische Pracht ihrer Kleidung noch erhoben wurde: was mir sie aber vorzüglich bemerkungswerth machte, war eine gewisse traurige Miene der Unzufriedenheit, die durch ihr ganzes Betragen durchschien, und sich noch weniger mit dem Pomp ihres Anzugs und der scheinbaren Glückseligkeit ihres irdischen Zustandes zu

vertragen schien. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, wer sie wäre; und vernahm, daß sie die Tochter eines Mannes von geringem Vermögen, aber seit Kurzem an einen Herrn vom ersten Range und gleichmäßigen Vermögen verheurathet sey. Diese Nachricht befremdete mich noch mehr, bis man mir sagte, ihr Mann besäße gerade am wenigsten die Eigenschaften, ein liebenswürdiges Frauenzimmer glücklich zu machen. Er sey so wohl in seiner Person, als seinem Verstande und seinen Grundsätzen nach, das Gegentheil von allem, was eine Frau an einem Gatten sich wünschen könne: sie sey zu der Heurath gezwungen worden, obgleich ihr Herz nicht nur vor ihm einen Abscheu gehabt, sondern auch für einen andern jungen Mann eingenommen gewesen, der ihr an Umständen gleich, und mit dem sie schon lange in Verbindung gewesen. Ich wunderte mich nun nicht länger über ihre Niedergeschlagenheit. Ein empfindsames, zärtlicher Eindrücke und edler Empfindungen fähiges Herz, findet in dem höchsten Glanze, und der üppigsten Pracht eine sehr elende Vergütung für den Verlust aller reizenden Aussichten der häuslichen Glückseligkeit. Dieß ist einer der unglücklichsten Irrthümer pöbelhafter Seelen, die Geld für den einzigen Weg zur Glückseligkeit halten,

und andere nach ihrem eignen Gefühle beurtheilen. Ich getraue mir zu behaupten, daß der Vater dieser jungen Dame die süßen Vorstellungen der ehelichen Freuden und der häuslichen Zufriedenheit in Vergleichung mit den Ergötzungen, die ihr ein glänzendes und prächtiges Leben verschaffen würden, für Nichts hielt. Ja, wahrscheinlicher Weise verdammte er ihre Denkungsart, als romanhaft und abgeschmackt, und hielt die Seinige für vernünftig und beyfallswürdig. Ganz gewiß wird er auch den größten Theil der Welt auf seiner Seite gehabt haben. Aber die Erfahrung wird uns überzeugen, wenn wir sie zu Rathe ziehen, daß sowohl er, als sie, unrecht haben. Man frage einen dieser Leute, die die Hoffnung der häuslichen Glückseligkeit dem Range, oder dem Ueberfluße aufgeopfert, und Herzen von so viel Tugend und Empfindungen haben, daß sie es für ein Opfer halten, ob sie sich in ihren Erwartungen betrogen gefunden? Sagen sie die Wahrheit, so werden sie es sicher gestehen: sie werden sagen, daß alle die Pracht und der Schimmer, der ihre Glückseligkeit befördern soll, mit jedem Augenblicke ihre Freude vergiftet; und daß sie weiter keine Hoffnung haben, als jedes Nachdenken durch die Zerstreuung zu-

multuarischer Zeitvertreibe zu tödten, die sie mehr ermüden, als ergötzen: ohne die sie aber nicht leben können. Man frage sie, was sie fühlen, wenn eine kleine Unpäßlichkeit sie für die Gesellschaft ungeschickt macht, und wenn dieselbe zu einer wirklichen Krankheit anwächst, was sie für den Trost und Beystand einer zärtlichen Ehefrau, oder eines liebreichen Gatten, geben würden? Man möchte selbst den Vater dieser jungen Dame fragen, wie ihm zu Muthe seyn würde, wenn er seinen Schwiegersohn in der Oper wüßte, indessen daß seine Tochter auf dem Sterbebette läge? Und doch, was kann er sonst von einem Manne erwarten, welchen zu heurathen er seine Tochter gezwungen, ohne daß er nach ihrem Abscheu, oder ihrer Liebe, etwas gefragt? Es giebt Menschen, die alle Hoffnungen der häuslichen Glückseligkeit für Hoheit und Reichthum aufgeben würden, und die bey dem Tausche weiter nichts verlieren: aber das sind solche, die weder Tugend, noch Empfindsamkeit genug haben, um zu fühlen, was sie verlieren: die niederträchtig genug denken, um vielmehr in Hoffarth und Eitelkeit, als in Gesetzen der Natur und Vernunft, Quellen der Glückseligkeit zu finden. Die Freuden, die die Natur den Menschen vorschreibt, hängen von

ihnen selbst ab, sind einfach, häuslich und leicht zu erhalten. Die Freuden, die sich die Einbildungskraft bildet, hängen von andern ab, sind unruhig, rauschend, schwer zu erhalten, und immer ungewiß. Die Freuden, die aus der geselligen Eintracht, und aus zärtlichen Verbindungen entstehen, sind die Freuden der Natur: die Befriedigungen des Ehrgeizes sind der Menschen Erfindung, und darum sind sie augenscheinlich so unvollkommen: denn kaum haben wir einen Wunsch erreicht, so ist schon ein anderer wieder da, und dieser bemächtiget sich unserer Einbildungskraft zu sehr, als daß er uns desjenigen sollte genießen lassen, was uns so viel Mühe kostete, zu besitzen. Die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen beweiset uns eben dasselbe. Denn in der That, finden wir wohl einen einzigen, der nicht früher, oder später, die Wahrheit dieser Anmerkung einräumt, indem er sich aus einem zerstreuten und geräuschevollen Leben zurücke zieht, um der Ruhe zu genießen, die ihn ein falscher Begriff von den Dingen zuvor verachten lehrte? Wenn die Einbildungskraft durch das endlose Bestreben nach dem vermeynten Glücke, das es nie finden kann, sich selbst abgemattet, und wie Noahs Taube von Orte zu Orte

geflattert, ohne einen Ruheplatz zu finden, so kehrt sie endlich zu der stillen und simpeln Idee von Glückseligkeit wieder zurücke, die ihr die Natur zuerst eingab, die Erfahrung allein aber erst bestätigen mußte. Das Unglück ist, daß sich die Menschen so schwer bereden lassen, eine Glückseligkeit könne nicht vollkommen seyn, wenn sie nicht ins Auge fällt. Der Stolz, ein äußerer Gegenstand der Bewunderung zu seyn, behält über die feinsten innern Empfindungen die Oberhand, und sie lassen sichs gefallen, lieber weniger glücklich zu seyn, wofern sie es nur mehr scheinen. Diese Denkungsart erzeuget viel Unglück bey denjenigen, die selbst nach solchen Grundsätzen handeln: aber sie drückt diejeninigen noch unendlich schwerer, die von einem Vater gezwungen werden, so zu handeln, ob sie gleich verschieden denken. Und doch, wer kann durch alle vernünftige Gründe einen Menschen aus seinen Grundsätzen heraustreiben, wenn seine Gemüthsart einmal darauf gebauet hat, und die allgemeine Meynung der Welt ihn täglich mehr und mehr darinnen befestiget? Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß der Vater des jungen Frauenzimmers, von der die Rede war, aus einem Grunde des Eigennutzes, den er und zwey Drittheil der

Welt, als den höchsten Beweis der Klugheit ansehen, glaubte, er thue in Ansehung seiner Tochter nichts, als seine Schuldigkeit, wann er sie zwang, eine Heurath einzugehen, die nach der Sprache der Welt alle ihre Erwartungen weit hinter sich zurück ließ. Ja, ich wollte darauf wetten, daß er in diesem Augenblicke, da er sie so unglücklich sieht, nicht nur nicht glaubt, sich deswegen die Schuld geben zu dürfen, sondern, daß er vielmehr über ihre Hartnäckigkeit schreyt, und überzeugt ist, sie könne glücklich seyn, wenn sie es nur seyn wolle: so sehr verbindet er die Begriffe, Reichthum und Glückseligkeit, mit einander. Aber, so sehr auch Leute von diesem Schlage, aus einer Affektation von Weisheit, oder aus einer übelverstandenen Klugheit über irgend eine Verbindung der Herzen zwischen einem Paar junger Leute, das sich ihrem Eigennutze widersetzet, als romanhaft und lächerlich verspotten und verdammen mögen: so haben sie doch weder Vernunft, noch Natur auf ihrer Seite. Ein Stand des Ueberflusses ist keineswegs zur Glückseligkeit nothwendig, eben so wenig, als daß zwo Personen, die in einander glücklich sind, elend seyn müssen, wann sie auch mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen haben: aber ein

Stand einer ewigen Zwietracht, eines beständigen gegenseitigen Ekels, muß einem Paar jede Hoffnung des Trostes rauben, und wann auch der Reichthum ganzer Königreiche in ihrem Besitze wäre. Die Vernunft sagt uns, daß es so ist, und die stündliche Erfahrung bestätiget es. Aber in Dingen, wo Vorurtheil und Leidenschaft herrschen, gilt weder Vernunft, noch Erfahrung. Die Menschen machen sich niemals eine andere Erfahrung, als ihre eigne, zu Nutze: eben die Lockspeise, die den Vater verführet, verführet auch den Sohn, gerade so, wie Vögel in demselben Netze gefangen werden, in dem schon zehntausend vor ihnen gefangen worden. Wer so weise ist, für sich selbst zu denken, und die Vernunft dem Vorurtheile vorzuziehen, wird allezeit Gefahr laufen, von der übrigen Welt für einen Thoren gehalten zu werden. Hat er Muth genug, dieß zu verachten, so wird er vielleicht seine Rechnung dabey finden.

Als die Sklaven in Tyrus in einem Aufruhre einst alle ihre Herrn ermordet, wurden sie unter einander eins, den für ihren König zu erkennen, der zuerst die Sonne würde aufgehen sehen. Der ganze Haufe also, der auf einer Ebene versammlet war, hielt seine

Augen, mit der ängstlichsten Erwartung fest nach dem Morgen geheftet: nur ein einziger kehrte ihm den Rücken, und sah unverwandt nach dem Abend. Du kannst dir leicht vorstellen, wie ihn die übrigen auslachten. Indessen war er der erste, der die Strahlen derselben an einem hohen Thurme, der in einiger Entfernung stund bemerkte, noch ehe sie über den Horizont herauf kam. Aus dieser kleinen Geschichte, lieber Heinrich, können wir lernen, daß der Weg, die Wahrheit zu entdecken, dieser ist, daß wir dem großen Haufen den Rücken kehren, und auf ihre Meynungen bloß in der Absicht merken, um ihnen gerade entgegen zu handeln. Lebe wohl.

Altamont.

Vier und zwanzigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Du wirst Dich ohne Zweifel über mein langes Stillschweigen wundern. Ich habe aber diese drey Wochen über alle Hände voll zu thun gehabt. Ich kenne das dreyfache Recht nur zu gut, das mein Vater, meine

Charlotte, und Du auf meine Achtung haben, und sie ist mir keinen Augenblick aus dem Sinne gekommen, ob ich mir gleich nicht so viel Zeit ersparen können, Euch derselben zu versichern. Aber ich weiß gewiß, daß Ihr eine sehr üble Meynung von mir haben würdet, wenn ich im Stande wäre, selbst diese nicht den Pflichten der Menschenliebe aufzuopfern. Ein unglücklicher junger Mann, der mit mir in einer Expedition sitzt, und mit dem ich eine genaue Freundschaft errichtet habe, hat seit einen Monate, unter den Schmerzen eines zerbrochenen Beines, die durch ein Entzündungsfieber erschweret worden, viel gelitten. Ich hatte also die Verwaltung seiner Geschäfte nicht nur mit übernommen, sondern bin auch beständig bey ihm gewesen. Denn da seine Freunde glaubten, daß ich nach seiner Zärtlichkeit für mich ein großes Gewicht über ihn hätte, und meine Vorstellungen auf die Ungeduld seiner heftigen Gemüthsart, wodurch er sein Unheil nur vermehrte, und alle Geschicklichkeit und Fürsorge des Wundarztes vernichtete, von einigem Nachdrucke seyn könnten; so ersuchten mich dieselben sehr ernstlich darum. Endlich ist es uns auch gelungen, und itzt ist er außer Gefahr. Hätte er mehr Philosophie,

oder vielmehr, ein wenig mehr Religion besessen, so würde es vielleicht gar keine gehabt haben. Denn sein Fieber war bloß die Folge seiner Ungeduld, die ihm oft so gewaltige Anfälle von Leidenschaft, so wohl als von Schmerzen, zuzog, daß ich es bey einem Manne von mehr als gemeinem Verstande und Einsicht nicht für möglich würde gehalten haben, wenn ich es nicht mit Augen gesehen hätte. Aber ach! mein Heinrich, wie sehr überzeugt mich der Umgang mit der Welt je mehr und mehr von der Schwachheit des menschlichen Verstandes, wenn er nicht von den Grundsätzen der Religion unterstützet wird! Woher kömmt diese ungestüme Gemüthsart, die uns unter den Leiden des Lebens so ungeduldig machet, daß wir glauben, sie durch Widerstand überwinden zu können? Wie geht es zu, daß wir unserer Schwachheit so wenig bewußt sind, um nicht einzusehen, daß, je mehr wir uns gegen sie empören, desto mehr wir ihre Unterdrückung fühlen? Der ungeduldige Aufruhr des Gemüths vermehret nur ihre Empfindung, und dienet zu weiter nichts, als das Unglück zu erschweren, das eine gelassene Unterwerfung sich auf einen gewissen Grad erleichtern kann. Es ist nicht die harte Eiche, sondern die biegsame Eiche, die der

Wuth der Stürme entgeht: nicht die stolze Hartnäckigkeit des Stoikers, der unter dem Gewichte der Quaalen sinkt, die er nicht dafür erkennen will; sondern die sanftmüthige Unterwerfung des Christen, die ihn über alle Uebel dieses Lebens erhebt. Diese Vorstellung ist nicht neu für mich, ob sie mir gleich die tägliche Erfahrung bestätiget. Du wirst Dich noch erinnern, mit welchem Unwillen ich die Lehren der stoischen Sekte zu lesen gewohnt war: welch einen verächtlichen Begriff es mir von dem Stolze der menschlichen Natur machte, daß Menschen behaupten wollten, sie wären gegen den Schmerz unempfindlich, da selbst die Anstrengung, die sie äußern mußten, ihn ohne Klagen zu erdulden, zur Gnüge bewies, wie sehr sie ihn fühlten. Der Epikuräer, der die Wollust für das einzige Gut, und den Schmerz für das höchste Uebel hielt, hat, wenn wir bloß auf diese Welt sehen, die Natur auf seiner Seite. Der Cyniker, der den Umgang der Menschen aus Abscheu für ihre Thorheiten und Laster flieht, hat auch vielleicht nur zu viel Grund in der Vernunft für sich. Der Stoiker alleine, mit aller seiner gerühmten Erhabenheit, handelt beides der Natur und der Vernunft zuwider. Nicht weniger von den Unglücksfällen, denen

die menschliche Natur unterworfen ist, als der übrige Theil der Menschen, unterdrückt, schließt er sich von der Hoffnung einer Erleichterung derselben durch die Verläugnung aus, daß er sie fühle. Man nehme so gar an, daß er Halsstarrigkeit genug habe, die Täuschung so weit zu treiben, daß er die ganze Welt betröge, und sie glauben machte, er sey wirklich unfühlbar: ja, wir wollen sogar annehmen, die Wärme seiner Einbildungskraft gehe so weit, daß er sich wirklich selbst betrüge; wie schnell und stark muß ihn sein eigen Herz widerlegen, und die Empfindsamkeit seiner Natur ihn in den Zustand eines schwachen, leidenden Elenden versetzen, der innerlich unter der bittersten Angst jammert, und keinen andern Trost hat, als daß er die Welt betrogen, und alle Kräfte angewandt, sich selbst zu betriegen! Nein, mein Heinrich, Schmerz läßt sich weder dadurch besiegen, daß man seine Gewalt über uns läugnet, noch durch Klagen, oder Ungeduld bekämpfen: man kann ihn dadurch erschweren, aber niemals erleichtern. Und doch, wo ist der Mann, der sich selbst nicht wegen seiner Klagen über die Größe seines Elends für gerechtfertiget hält? Wäre es eine Kleinigkeit, so würde er sich zu klagen schämen: aber, wann Unglück auf

Unglück sich häufet, so hält er seine Ungeduld für rechtfertigungswerth. Und warum? Deswegen, weil er seiner Vernunft nicht gebraucht, wann er die meiste Gelegenheit sie zu äußern hat? In der That seltsam! Je mehr ein Mensch leidet, desto weniger, so hart es auch klingt, soll er sich der Ungeduld überlassen, und seine Klagen sind um so viel weniger zu rechtfertigen, je weniger er sich dadurch hilft. Aber, wirst du sagen, verträgt sich dieser Begriff von Starkmüthigkeit mit der Schwachheit der menschlichen Vernunft? Nein. Wir finden im Gegentheil, daß die stärkste Anstrengung der menschlichen Vernunft nicht weiter reicht, als zu einer bloß scheinbaren Starkmüthigkeit. Allein man hat uns ein ander System von Geduld gelehrt, das sich nicht auf den Stolz gründet, für unempfindlich gegen Leiden zu seyn, sondern auf eine demüthige Unterwerfung unter den Willen unsers Schöpfers, und auf die Hoffnung, eines Tages unschätzbare Vortheile davon einzuerndten. Dieß, und nur dieß ist die Betrachtung, die den wahren Muth und eine innerliche Zufriedenheit erzeugen kann, die alle äußere Ansprüche eines Stoikers zu schanden machen. Der Weiseste unter den heydnischen Philosophen hat keinen stärkern Beweis

für die Geduld unter Leiden, als die unvermeidliche Nothwendigkeit derselbigen. Wir haben einen weit stärkern von der Gerechtigkeit desjenigen, der sie uns zuschickt. Die ihrige ist die Unterwerfung eines Sklavens gegen seinen Herren, der geduldig ist, weil er keine Möglichkeit sich zu helfen vor sich sieht: die unsrige ist die eines Sohnes gegen seinen Vater, der sich aus einer sichern Empfindung seiner Güte, und aus der Ueberzeugung unterwirft, daß er jeden Sohn lieb hat, den er züchtiget.

Es ist nicht der Mann, welcher der Gefahr ohne Schaudern ins Angesicht sieht, der sich selbst dem Feuer der Waffen, aus Hoffnung zu gewinnen, und der Spitze des Schwerdtes, in dem Gedanken, sich zu rächen, aussetzet: nicht der, der weder Gott fürchtet, noch Menschen achtet, der einen gerechten Anspruch auf den Charakter eines Tapfern hat. Der wahre Muth geht nicht aus seinem Wege, Uebel aufzusuchen: aber, wann sie kommen, so finden sie ihn allezeit auf seiner Huth und gewaffnet. Er handelt bey allen Vorfällen, und unter jeden Umständen, gleichförmig und standhaft, und fodert nicht die Gefahren heraus; sondern er unterliegt nicht dem Unglücke. Er handelt stets nach einem überein-

stimmenden Grundsätze, und verfolget auf einer gleichen Bahn die Tugend, als das einzige Ziel, nach dem er läuft. Schmerz, Krankheit, Armuth, Verachtung, sind Vorfälle, die sich seinem Laufe entgegen setzen, aber ihn niemals davon ableiten; *) Was ihm auch für Hindernisse aufstoßen, so drängt er sich durch, in der sichern Ueberzeugung, daß kein Pfad zur Glückseligkeit führen könne, als der zur Tugend leitet. Lebe wohl!

Altamont.

Fünf und zwanzigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Kein Charakter kann einen Menschen, der wenig mit der Welt bekannt ist, in größere

*) Dieß ist der Muth, den Corneille zur Nachahmung des Seneka, in dem Charakter der Medea in folgender Stelle gezeiget hat:

Nernie. Dich haßt dein Vaterland, dein Gatte fliehet Dich:
In dieser Unglückslast, was bleibt Dir übrig?

Medea.

Ich.

Verlegenheit setzen, und unverständlicher für ihn seyn, als der so genannte launichte Mann. Es würde mir sehr schwer werden, Dir einen Begriff zu machen, was ich darunter verstehe, wenn mir nicht die leichtfertige, flatterhafte Gemüthsart, die einen Theil des liebenswürdigen Charakters unserer Charlotte ausmacht, dabey zu Hülfe käme. Ein launichter Mann sieht alles in einem grotesken Lichte, und besitzt die Kunst lächerliche Umstände aus Dingen zu ziehen, die andere Leute entweder gar nicht bemerken, oder auf sie eine gerade entgegengesetzte Wirkung thun. Er sieht niemals auf Etwas im Ganzen, sondern richtet seine Aufmerksamkeit auf die minutias, auf solche kleine Umstände, die einem gemeinen Auge entwischen: und dadurch wird er uns von ganzem Herzen über seine Vorstellung eines Dinges zu lachen machen, ob uns gleich das Original nichts weniger, als lächerlich, ist, weil wir dasselbe nicht mit unsern eignen Augen, sondern mit den seinigen sehen. Ein großer Fond von Laune ist das Nachäffen, welches ganz von dieser mikroskopischen Beobachtung abhängt, und den Nachäffer in den Stand setzt, die eigne sonderbare Miene nachzumachen, die jeden einzelnen Menschen von allen übrigen

seiner Gattung unterscheidet. Dieß ist aber, im Vorbeygehen gesagt, ein Phänomen in der Natur, von dem sich nicht so leicht Rechenschaft geben läßt *): es ist der stärkste Beweis in der Welt von der Wirkung desjenigen, was der Franzos durch sein je ne sai quoi, der Italiäner durch non so che, die alten Römer durch nequeo dicere et sentio tantum ausdrücken, das man so häufig in allen Werken der Natur findet, daß eine jede Nation beynahe eine Redensart hat, denselben Begriff auszudrücken. In Bemerkung dieses Etwas bestehet alle nachahmerische Laune, und das Original braucht eben nicht lächerlich zu seyn, weil eine Wirkung hervorgebracht wird, die uns zwingt, die Umstände zu bemerken, die in dem Original entweder unserer Aufmerksamkeit entgiengen, oder in einem verschiedenen Lichte sich zeigten. Eine alberne verdrüßliche Geschichte, die uns in dem ursprünglichen Erzähler bis zum Gähnen ermüdete, wird unter den Händen eines Meisters der Laune eine ganz verschiedene Gestalt annehmen: Der zerrichte Ton, die ekle Weitschweifigkeit, die Häufung der Einschiebsel, bis der Faden der

*) S. Bouhours.

Erzählung in so viel Stücken zerschnitten ist, daß man weder Anfang, noch Ende finden kann: kurz, alles, was uns im Original um alle Geduld brachte, wird in der Nachahmung eine ganz entgegen gesetzte Wirkung haben, und wahrhaftig komisch werden, wenn sie mit einer affektirten tragikomischen Ernsthaftigkeit des Gesichts, welche hundert Lacher nicht aus ihren Falten bringen können, vorgetragen wird. Diese poßierliche Ernsthaftigkeit, die weder ganz wahr, noch ganz gezwungen ist, ist ein charakterisches Zeichen eines wirklich launichten Mannes, und ist eben der Umstand, der diejenigen in Verlegenheit setzet, die alles im genauesten Wortverstande nehmen, weil sie entweder selbst keinen Funken von Laune in sich haben, oder niemals mit Leuten von diesem Charakter umzugehen gewohnt gewesen. Kein Charakter ist für eine aufgeräumte Gesellschaft unterhaltender, als ein Mann von wahrer Laune. Die gemeinsten Vorfälle des menschlichen Lebens gewinnen unter seinen Händen ein lustiges Ansehen: der Witz wird doppelt beißend, und selbst Nonsense ändert seine Natur und wird unterhaltend. Der ernste Mann voll tiefer Weisheit und einer richtigen Urtheilskraft darf sich diese Behauptung nicht beleidigen lassen.

Er darf mir nicht sagen, daß Nonsense, er trage für ein Kleid, was er wolle, Nonsense bleibe, und als ein solcher einem verständigen Manne mißfallen müsse. Ich muß ihn bitten, itzt sein Richtscheit und seinen Kompas einzustecken. Die wahre Laune wird sie nur zum Gespötte machen, und alle die auf ihrer Seite haben, die nicht zu weise sind, um glücklich zu seyn. Will ein Mensch bey jeder Gelegenheit seine Vernunft herbey rufen, und jedes Objekt in einem so ernsthaften Lichte betrachten, daß er sich nie erlaubt, ohne die strengste Erlaubniß seines Verstandes heiter zu seyn, so wird er nie lachen, so lange er lebt. Die Höhle des Trophonius, der die Alten eine so seltsame Eigenschaft andichteten, daß, wer einmal hinunter stieg, niemals wieder lachte *), wird für eine Allegorie erkläret, um ein ernsthaftes Nachdenken vorzustellen. Wer nur ernsthaft über die Thorheit und das Elend nachdenket, das ihn umgiebt, und jeden Vorfall des Lebens von der Seite ansieht, wird in der Welt die wahre Höhle des Trophonius finden. Aber die Vernunft verbindet uns nicht, diese Höhle zu besuchen. In Dingen, wo es nicht Pflicht wird, befiehlt

*) Fontenelle.

uns die Weisheit selbst, uns an einer angenehmen Oberfläche zu weiden, ohne zu scharf zu untersuchen, was darunter liegen mag. Wo Menschen sind, werden auch Thorheiten seyn, und wo Thorheiten sind, da werden sie auch lächerlich seyn, und derjenige, der mir eine Karrikatur, ein anschauendes Bild von denselben giebt, wird zu meiner Glückseligkeit so viel beytragen, als der Mann, der mir ein Vergnügen von ernsthafterer Art verschaft. Aus diesem Grunde ist der launichte Mann in jeder Gesellschaft so willkommen. Allein, da die zu einem solchen Charakter erfoderlichen Talente so selten angetroffen werden, und gleichwohl in jeder Gesellschaft die Nachfrage darnach so groß ist: so giebt es eine unzählige Menge Menschen, die sie kopiren: und nicht ohne alles Glück: denn da einige Känntniß des wahren Charakters dazu gehört, um die Kopie von dem Originale zu unterscheiden, so läuft sie in zehn Gesellschaften gegen einer mit durch. Von diesem kopirten Gepräge sind alle diejenigen, die einen gewissen Vorrath von Liederchen und Geschichtchen haben, die sie alle Tage mit eben denselben Grimassen und abgelernten Geberden singen und erzählen; einen Krahm abgedroschener Bon mots, die die Gesellschaft meistens vorher

weiß, ehe sie zum Vorscheine kommen: eine Anzahl plumper Wortverdrehungen, die seit hundert Jahren vom Vater bis zum Sohne belacht worden: eine erzwungene Nachahmung eines Geräusches, z. B. das Gerumpel eines Schubkarrens, das Knarren einer Thüre, das Zischen eines bratenden Apfels, das Geheul eines Hundes, oder einer Katze, das Krähen eines Hahns, u. s. w. welches die Gesellschaft wohl mit Namen fodert, und so oft sie zusammen kömmt, sich darüber zu todte lachen will. Alle diese und hundert andere Arten falscher Laune gelten täglich bey solchen, die Lust zu lachen haben, und nichts weiter brauchen, als nur Etwas, worüber sie lachen können. Die Anzahl derselben aber ist in dieser Stadt so groß, daß es ordentliche Zusammenkünfte oder Clubs giebt, wo man bloß zusammen kömmt, sich satt zu lachen. Die Glieder derselben versammeln sich einen Tag in der Woche, aus keiner andern Absicht, als eben dieselben Liederchen, eben dieselben Geschichtchen, eben dieselben Späschen zu hören, über die sie nun seit vielen Jahren gelacht haben. Das geht so beständig in dem Zirkel herum, und eine halbweg aufmerksame Person kann allezeit die Stelle jedes Liedchens, jedes Geschicht-

chens vorher bestimmen, wo die Gesellschaft an zu lächeln fängt, wo sie in lautes Lachen ausbricht, wo auf einen Augenblick eine Pause gemacht wird, wo es wieder von forne angeht, wo die ganze Gesellschaft mit den Händen klatscht, und mit den Fäusten auf den Tisch trummelt. Wenn die Laune derselben anfängt matt zu werden, und man bringt etwa einen Fremden mit, dem das Ding etwas neu scheint, so lebt sie auf einen Augenblick wieder auf. Die Augen der ganzen Gesellschaft sind auf ihn gerichtet, um zu sehen, was er darzu denkt. Bezeigt er halbweg einen Gefallen darüber, so geht die Lust erst recht an. Sie klatschen mit den Händen immer lauter und lauter, und trummeln noch einmal so stark auf den Tischen, bringen auf die Gesundheit des Gastes ein Volles aus, schütteln ihn bey der Hand, und nennen ihn den ehrlichsten Kerl auf dem Erdboden! — Aber, hat er zu viel Geschmack für die wahre Laune, als daß er Possenreißerey dafür halten sollte, so fällt ihre Freude sehr, ihre ganze gute Laune so wohl, als ihre Fröhlichkeit wird gezwungen, sie versuchen ihm Erläuterungen davon zu geben, und verwünschen ihn in ihrem Herzen, als den dümmsten Teufel, den sie jemals gesehen, und so bald er fort ist, so brechen sie in eine

laute Pferdelache aus. Sollten die Schriftsteller, die sich über die phlegmatische Taciturnität der Engelländer beklagen, in eine dieser Gesellschaften gerathen, so müßten sie glauben, entweder, das Genie der ganzen Nation habe sich geändert, oder wenigstens, daß es unter den Engelländern auch Leute giebt, die nicht nur über Alles lachen, sondern auch über Nichts. *) Des Fontenelle Geschichte der Tirinthier, die Rousseau **) für eine Satyre auf den Leichtsinn der Franzosen erklärt, schickt sich so gut hieher, daß ich sie abschreiben mus.

„Die Tirinthier, sagt er, waren dem Lachen so sehr ergeben, daß sie selbst bey den wichtigsten Materien nicht ernsthaft seyn konnten. Alles war unter ihnen in Unordnung: ihre Ueberlegungen im Rathe betrafen lauter Nonsense, statt wahrer öffentlicher Angelegenheiten: alles ward in ein Possenspiel verwandelt. Wurde ein Gesandter zur Audienz gelassen, so machten sie ihn zum Gegenstande ihrer Spase: Die Reden der ernsthaftesten Senatoren waren nichts, als Hanswursterey: kurz, es war den Tirinthiern durchaus un-

*) Todtengespräche.

**) Julie. Nota im 17. Br.

unmöglich, ernsthaft, oder nachdenkend zu seyn, die Sache mochte betreffen, was sie wollte. Endlich fanden sie doch, daß dieser Geist der Schäkerey mancherley unangenehme Folgen hatte. Sie schickten also nach Delphos das Orakel um ein Mittel zu fragen, wie sie zu ein wenig Ernsthaftigkeit gelangen möchten. Das Orakel antwortete, daß, wenn sie dem Neptun einen Ochsen ohne Lachen opfern könnten, sie ihre vorige Ernsthaftigkeit wieder erlangen würden. Ein Opfer ist schon an sich selbst eben keine so lustige Ceremonie; damit indessen ihre Ernsthaftigkeit so wenig, als möglich, möchte gestöret werden, so beschlossen sie, niemanden von jungen Leuten zuzulassen, und keinen von alten, als solche, die mit einer schmerzhaften Krankheit beladen wären, oder tief in Schulden stäken, oder sehr böse Weiber hätten. Diese seltsame Gesellschaft begab sich also an das Ufer des Meeres, das Opfer zu vollziehen: und doch gieng der Hang dieses Volkes so weit, daß sie trotz der Krankheiten, der Schulden und der Weiber gezwungen waren, stets in die Erde zu gucken, ihr Gesicht in Falten zu legen, die Lippen zu beißen, und aller nur möglichen Vorsicht zu gebrauchen, um nicht zu lachen. Zum Unglücke hatte sich ein Junge in die Gesellschaft aus

Neugier geschlichen, und als ihn einige aus Gehorsam gegen ihre Vorschrift fortjagen wollten, schrie er: „Zum Henker! ist euch denn etwan Angst, daß ich euern Ochsen fressen werde?" — Diese Worte verdarben die ganze Geschichte. Alle brachen in ein lautes Gelächter aus: das Opfer hatte ein Ende, und die Tirinthier lachen noch bis auf den heutigen Tag. Lebe wohl.

Dein

Altamont.

Sechs und zwanzigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Niemals hat sich wohl ein solches Geschrey über Etwas an irgend einem Orte erhoben, als hier in allen Theilen des Königreichs, hauptsächlich in der Hauptstadt, über ein Ding, das man Freyheit nennt. Der Enthusiasmus, der sich aller Menschen von jeder Klasse, hoher und Niedriger, über dieß Lieblingsprivilegium eines Engelländers, dieser einzigen Stütze unserer vortreflichen Konstitution, dieser unschätzbaren Schutzwehr des Despotismus, dieses unaussprechlichen Glücks bemeistert, ist erstaunend: und doch sind die

allgemeinen Begriffe derselben so weitschweifig, daß sich die Weisesten im Reiche die Köpfe zerstoßen, sie gehörig zu beschreiben. Der verstorbene gelehrte D. Brown hat uns einen Traktat über den Unterschied der Freyheit und der Ungebundenheit hinterlassen, und einige Merkmale angegeben, an welchen man die eine von der andern unterscheiden soll. Nach seinen Grundsätzen glaube ich kaum, drey Menschen im ganzen Königreiche zu finden, die nach dem eigenthümlichen Begriffe, den er von der englischen Freyheit giebt, dieselbe besitzen, und darnach handeln. Ein anderer witziger Schriftsteller, *) dessen beißende Anmerkungen über das Betragen seiner Obern, ihn zu der erhabenen Stelle der — Pillory erhoben, hat sie, wenigstens, nach der Ausübung der Nation beschrieben, daß sie „ein Erbrecht bey jedem Engelländer sey, zu thun, was ihm selbst beliebt, und seinen Nachbar zu hindern, eben dasselbe zu thun.“ Und diese Vorstellung scheint in der That mit der allgemeinen Weise zu handeln bey dem Volke, das ich hier finde, übereinzustimmen. Die vollziehende Gewalt, ich

*) Der Verfasser der Heurathsakte, und der Briefe über die englische Nation.

meyne in Absicht der öffentlichen Angelegenheit, ist vergleichungsweise den Händen so weniger anvertrauet, daß die ganze übrige Welt kein ander Mittel hat, ihre Freyheit zu äußern, als zu tadeln, so viel sie kann, und nach dem Verhältnisse, als sie Etwas misbilliget, Hindernisse in Weg zu werfen. In dem Augenblicke, da etwas gethan wird, bricht der Strohm los: man verdammt nicht nur die Maasregeln, die man genommen hat, sondern auch die Person, die etwas dazu beygetragen, wird auf die allerungezogenste und gröbste Art gemißhandelt. Man greift nicht nur seinen öffenlichen, sondern auch seinen Privatcharakter auf die niederträchtigste Art an, und verbindet sie so mit einander, daß man z. B. eines Mannes Liebe fürs Pferderennen, oder weil er eine Maitresse hält, für die Ursache angiebt, warum er für, oder wider die Gesetze der Accise sein Votum gegeben: dieß ist die gepriesne Freyheit des englischen Volks.

Niemals kann in einem Lande, oder in irgend einem Zeitalter, ein Volk eine so ungebundene Macht zu dem unverschämtesten Muthwillen gehabt haben, als das Volk in diesem Reiche. Leute von dem ersten Range und den verehrungswürdigsten Charaktern sind täglich den gröbsten Beleidigungen der Zunge,

und selbst bey Namen, in jedem Laden ausgesetzt. Obrigkeitliche Personen werden nicht nur verhöhnet, sondern in der Ausübung ihrer Amtspflicht durch die schimpflichsten Schmähungen und durch offenbare Gewaltthätigkeiten an ihren Personen gehindert: Leute vom Stande in ihren Häusern angegriffen; die Vornehmsten und Höchsten zu Gegenständen des unverschämtesten Gelächters gemacht: ja, die Majestät selbst sieht sich den größten Grobheiten des schreyenden Pöbels ausgesetzt. Dieß ist die herrliche Freyheit des englischen Volks! dieß ist der Stand der Freyheit in Absicht der öffentlichen Angelegenheiten! Und in Absicht des Privatlebens behält man dieß Betragen nicht nur in Ansehung seiner eignen Handlungen, sondern auch bey seiner Nachbarn ihrem, bey. Denn da jedermann ein Recht zu haben glaubt, in seinem Hause zu thun, was ihm gefällt; so behauptet auch sein Nachbar dasselbe Recht, Fehler an ihm zu finden, und ihn, als einen Thoren, oder Unsinnigen, zu behandeln, wenn er nicht gerade so, wie er, denket. Und in dieser Absicht wirkt ein Theil des Ganzen dem andern so entgegen, daß das Ganze über dem Haufen fällt. Denn, was ich nicht thun kann, ohne von meinen Nachbarn deswegen getadelt,

oder gemißhandelt zu werden, das kann ich in der That gar nicht thun; so daß im häuslichen Leben, der Engelländer sich weniger, als irgend ein Volk unter der Sonne der Freyheit rühmen kann. Die geheimsten Handlungen jedes einzelnen Bürgers werden nicht nur ausgespüret, und mit der gröbsten Unverschämtheit ausposaunet, sondern auch von der Unwissenheit, oder Bosheit, falsch vorgestellt, und machen einen großen Theil der Modeunterhaltung aus. Wer da glaubt, sich der Freyheit eines Menschen bedienen, und nach Grundsätzen der Vernunft handeln zu können, ohne die Leute zu fragen, die ihn umgeben, wird sich sehr betrogen finden. „Das ist nicht Mode,“ ist für jeden eine zureichende Antwort, wenn er in seinem Betragen im geringsten von dem andern abgeht, und eine hinlängliche Ursache, ihn im Kupferstiche, oder auf der Schaubühne, dem Gespötte auszusetzen. Der Satyriker greift nicht mehr dieß Laster, oder jene Thorheit an, sondern die, oder jene Person namentlich, die er für lasterhaft, oder für thöricht hält. Nach diesem Grundsatze wurden die Werke des vor einiger Zeit verstorbenen berühmten Satyrenschreibers Churchill so sehr bewundert und gelesen. Gleichwohl hat er als Dichter zu

seiner Empfehlung nichts für sich, als eine leichte Versification, und bisweilen einen körnichten Ausdruck. Außerdem ist alles, was er geschrieben, unvollkommen, tumultuarisch, unzusammenhängend. Bisweilen hat er nicht nur seine Gedanken, ohne die geringste Beziehung auf sein Subjekt, auf Gerathewohl hingeworfen, sondern sogar Gedichte geschrieben, ohne ganz und gar einen bestimmten Inhalt zu haben. Aber er geht auf das unverschämteste mit Jedermanns Privatcharakter, wie es ihm einfällt, oft ohne Gerechtigkeit um: allezeit aber mit Unanständigkeit. Seine Spötterey ist schimpfen, und seine Satyre meistens von der Art, wie sie zwischen zween Sänftenträgern auf der Straße gewöhnlich ist. Was Wunder, daß er zu einer Zeit und von einem Volke, wo das Privatärgerniß und persönliche Beschimpfung die herrschende Leidenschaft war, mit der größten Begierde gelesen wurde? Daß dieses aber so ist, beweiset der ungeheure Vertrieb seiner Werke, und die Menge Volks, die Hrn. Foote's persönliche Komödien zu sich ziehen, mehr als zu sehr. Kurz, in dieser Hauptstadt muß jedermann sich gefallen lassen, daß seine geheimsten Angelegenheiten mit so vieler Freyheit zerleget werden, als ob es öffentliche wären, die

alle Welt angiengen. Jedermann wirft sich zum Richter über seines Nachbars Handlungen auf, und verdammt, und bestraft sie dafür, so weit als Beschimpfung und Hohngelächter reichen, mit der willkührlichsten Macht. Lebe wohl.

Altamont.

Sieben und zwanzigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

„Ich kann mich nicht genug wundern," sagte eines Tages ein verständiger Officier zu mir, „daß ein Mann sich nicht entsetzt, eine feige Memme zu seyn." So sonderbar diese Vorstellung seyn mag, Furcht durch Furcht zu überwältigen, so ist sie doch auf keine Weise unnatürlich, wenn wir die Gefahren bedenken, denen die Feigheit einen Mann unterwirft. Ich will nichts von den wirklichen Bestrafungen sagen, die in dem Soldatenstande damit verbunden sind. Allein die Liebe zur Ehre, und die Furcht vor der Schande, die allen Menschen so natürlich sind, vorzüglich aber dem Bürger eines freyen Staates, sollten, dächte ich, schon zureichend seyn, lieber den Tod, als die Furcht zu überwin-

ben, die erste zu verscherzen, und die letzte auf sich zu laden. In den Staaten, wo das Leben des Unterthanen von dem Willen des Fürsten abhängt, finden wir, daß die Furcht vor einer gewissen Bestrafung so sehr die Furcht eines ungewissen Todes besiegt, daß ihre Truppen sich mit einer Art von dummer Unempfindlichkeit in die Gefahr stürzen, die den wahren Muth ersetzt. Der Fall ist in Absicht der Unterthanen eines freyen Staats verschieden. Der Gedanke der Ehre erzeuget in ihnen eine Art von Furcht, zwar nicht vor der Strafe, aber vor der Schande, und eine Eifersucht, an dem Ruhme keinen Theil zu haben, den man itzt zu erhalten vermögend ist. Nach diesem Grundsatze bemerkt Montesquieu, *) daß man als eine allgemeine Regel annehmen kann, daß die Ruhmbegierde mit der Freyheit des Subjekts zu- und abnehme. In jedem freyen Staate, hauptsächlich aber in einer Republik, nimmt jeder mehr, oder weniger, an der Wohlfahrt des Staates Theil, mithin hat jeder das Vergnügen, durch seinen einzelnen Arm mehr, oder weniger, zur Glückseligkeit aller seiner Mitbürger beyzutragen. Dafür aber hat er,

*) Lettres Persanes.

wo nur seine Tapferkeit bekannt wird, auch seinen gewissen Antheil von Ruhm zu erwarten.

Der Fall ist bey einem Heere von Sklaven ganz verschieden. Eine kalte Aufmerksamkeit auf den eigensinnigen Willen ihres Oberhaupts, ohne irgend eine Hoffnung der Belohnung sie zu beleben, würde sie niemals zur That aufwecken. Die Furcht der Strafe muß es thun: aber eben dieselbe Furcht, wann sie in den Händen des Feindes ist, wird sie antreiben, ihre Waffen gegen ihr Vaterland, ohne die mindeste Gewissensunruhe, zu kehren: ja, die geringste Hoffnung einiger Belohnung von Seiten des Feindes muß sie bey der ersten Gelegenheit in Aufruhr bringen, da sie nichts, als ihre Sklaverey, zu tragen haben: und sie dürfen, wie Aesops Esel, nicht fürchten, daß der Feind zwey paar Körbe über ihren Rücken hängt. Die Ruhmbegierde also, die die höchste Sicherheit für den Staat ausmacht, ist mit der Freyheit unzertrennlich verbunden, und wird zu einer solchen Höhe getrieben, daß sie bey jedem, der einer allgemeinen Verachtung zu entgehen wünscht, zu einer wesentlichen Eigenschaft wird: freylich versteht es sich, daß man in den thätigen Scenen des Lebens eine Rolle spielen muß. Nach diesem

Grundsatze läßt sich meines Freundes Ausdruck, daß man sich fürchten müsse, ein Feiger zu seyn, leicht erklären, und sogar die Möglichkeit begreifen, wie er aus Furcht vor der Schande so weit könne gebracht werden, die Rolle eines tapfern Mannes zu spielen. Denn wenn wir den meisten so genannten braven Handlungen bis zur Quelle nachgehen, so werden wir finden, daß sie dieselben mehr einem Verlangen nach Ehre, als einer andern Triebfeder, zu danken haben. Alle Menschen von einer edeln Denkungsart sehen gern, wann von ihnen wohl gesprochen wird: und nichts erwirbt einem Manne mehr Ruf und Beyfall, als Privattapferkeit, die sich in einer Sache für das gemeine Beste äußert. Und hier ist der Unterschied zwischen dem Vergnügen, das aus dem Gedanken entsteht einer ganzen Nation einen Dienst geleistet zu haben, und dem Beyfalle, den sich dieser Dienst erwirbt, von so feiner Art, daß man ihn kaum begreifen kann. Diejenigen Schriftsteller, die jede Handlung ganz aus einem selbstsüchtigen Bewegungsgrunde herleiten, werden vielleicht in Bestimmung derselbigen zu sehr auf die eine Seite, und diejenigen, die alle heroische Handlungen ganz in einen solchen enthusiastischen Patriotismus auflösen, der alle Rücksicht auf

das Selbst ganz ausschließt, zu sehr auf die andere Seite hängen. Wir wollen aber die ersten fragen, ob sie keine Idee von einer innern Zufriedenheit haben, die aus dem Bewustseyn einer guten Handlung entsteht, wann sie auch der ganzen Welt unbekannt bliebe? Sagen sie, daß die Ruhm- oder Selbstsucht, und nicht die Güte der Handlung, der Bewegungsgrund war, warum sie gethan wurde: so sage ich, dieser Unterscheid ist so fein, daß man ihn kaum begreifen kann. Wenn indessen, was sie sagen, wahr ist, so ist die Selbstsüchtigkeit in diesem Falle eine Tugend. Aber auch die letzten mögen uns sagen, ob sie nicht glauben, daß die Begierde nach Ruhm in vielen Absichten mehr Gewalt habe, als eine bloße Rücksicht auf die Pflicht? Gesetzt nun, einer hätte, wie ein französischer Philosoph bemerkt, die Macht gehabt, zu dem Curtius, gerade als er sich in den Abgrund stürzte, zu sagen: „Deine Pflicht erfodert es, dich hineinzustürzen: aber sey versichert, kein Mensch wird sich jemals, weder deiner, noch deines Todes, erinnern. Glaube mir, er würde geschwind vom Pferde gestiegen seyn.“ Dieß wird allezeit der Fall bey den besondern Aeußerungen des Heroismus seyn, die einen Mann zu dem Anstaunen und der Bewunderung eines

ganzen Volks, oder vielleicht der ganzen Welt, erheben: hier siegt der Ruhm über die Pflicht. Im gemeinen Leben, bey den Beweisen der Güte und des Wohlwollens die, wenn sie bekannt werden, einem Menschen bloß den Beyfall von einem halben Schock Personen zuziehen, kann die Pflicht vielleicht ihr Gewicht haben, und der Ruhm gar nicht in Betrachtung kommen. Und so, glaube ich, läßt sich die Sache zwischen denen, die jede Handlung einem selbstsüchtigen Bewegungsgrunde zuschreiben, und denen, die ihm gar kein Gewicht einräumen, vergleichen. Die ersten haben meistentheils in Ansehung der Personen Recht, die eine Begierde haben, über die Gränzen der Pflicht hinauszugehen: die letzten in Ansehung derer, die bloß ihrer Pflicht gemäß zu handeln sich bemühen. Es verräth sich auch endlich sehr bald, ob ein Mann aus Pflicht, oder aus Ehrbegierde, handelt. Sobald man einen sieht, der sich die Tugend zur Fertigkeit gemacht: der gute Handlungen so thut, als ob es ihm unmöglich schiene, das Gegentheil zu thun: dem die Tugend so leicht wird, daß er kaum zu wissen scheint, was er thut: so kann man sicher seyn, daß er nach dem Grundsatze der Pflicht handele. Sieht man hingegen einen Mann so viel Geräusch von seiner Güte machen, als

ob er sich selbst darüber verwundere, sieht man ihn alle Welt neben sich verdammen, und ihn uns unsere Ehrerbietung abfodern, weil er sich nicht unserer Verachtung würdig machet: so können wir sicher schließen, daß er bloß deswegen tugendhaft zu scheinen wünscht, weil er es für den leichtesten Weg hält, Ehre zu erwerben. Eben die Regeln aber, durch die wir die wahre Tugend entdecken, werden uns auch zur Känntniß der wahren Tapferkeit verhelfen: denn so bald wir einen Mann ein unnöthiges Geräusch von seiner Tapferkeit machen hören; so können wir sicher glauben, daß er nach falschen Grundsätzen handelt, und ein Feigherziger seyn würde, wenn er es zu seyn wagte. Lebe wohl.

Altamont.

Acht und zwanzigster Brief.

Altamont an seinen Vater.

London.

Ich verdiene Ihren Verweis, mein verehrungswürdigster Vater, da ich Sie in die Nothwendigkeit versetzet, mich an mein Versprechen zu erinnern, Sie dieses Frühjahr zu besuchen. Sie sind eben so gerecht, als gü-

tig, wann Sie mich mit der Versicherung entschuldigen, daß Sie wüßten, die Ursache, warum ich dasselbe nicht erfüllet, komme weder aus einem Mangel von Liebe, noch aus dem wenigen Verlangen, Sie zu sehen. Sie könnten sich aber freylich wundern, warum ich in keinem meiner vorigen Briefe etwas davon gesagt habe. Die wahre Ursache ist, daß ich bisher alle Hände so voll zu thun gehabt, daß es mir unmöglich gewesen, die Zeit zu bestimmen, nach der mein Herz mehr verlangt, als Sie wohl glauben mögen, so sehr auch die Güte Ihres Herzens der Rechtschaffenheit des Meinigen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Jetzt bin ich mit Ausmöblirung eines Hauses, das ich vor Kurzem gekaufet habe, und mit Einrichtung meiner kleinen Haushaltung beschäftiget. Damit aber muß ich wegen einer Ursache, die Sie, (wie ich aus dem Winke, den Sie mir gegen das Ende Ihres letzten Briefes gegeben haben,) leicht errathen werden, zu Stande kommen, bevor ich meine Reise antrete. Glauben Sie mir, Sir; mitten unter allen den neuen Auftritten und mannichfaltigen Gesellschaften, in die ich verwickelt worden, würde mein Herz eben so leicht seiner Pflicht und Liebe gegen Sie, als seiner Zuneigung für meine Char-

lotte, vergessen: und wann ich bisher über diesen Punkt geschwiegen habe, so ist die Schuld nicht eine Ungewißheit in meiner Liebe gewesen, sondern ein Verlangen, Sie sowohl, als mich, zu überzeugen, daß ich ihrer Hand würdig sey, ehe ich ihr die Meinige anböte. Konnte ich es wagen, Sie von der Rechtschaffenheit meines Herzens zu versichern, da ich es selbst noch nicht kannte? Mein Leben habe ich bisher ganz, nur auf den beiden äußersten Gränzen zugebracht. Den größten Theil desselben gieng ich bloß mit Menschen in ihrem einfachsten Zustande um, gerade so, wie sie aus der Hand der Natur kamen. In diesem flößte mir Ihr weiser Unterricht leicht eine Liebe zur Tugend ein, welche, da sie zu der Unwissenheit aller Versuchung kam, mich es alles eine Unmöglichkeit denken ließ, daß irgend ein Mensch, der den Gebrauch seiner Vernunft hat, sich seiner Pflicht entreißen könne. Die Bekanntschaft mit meinem großmüthigen Patron brachte mich auf einmal auf die entgegengesetzte äußerste Gränze, und führte mich zu aller mißverstandenen Weisheit und allen gefährlichen Verfeinerungen der glänzendsten Gesellschaften ein. In Absicht einer Känntniß eines mittlern und zwischen diesen beyden Extremen liegenden

Zustandes, muß ich mich auf mein eigen Nachdenken, es reiche so weit es wolle, verlassen, und auf solche Beobachtungen über Menschen und Sitten, die mir am besten zur Erkänntniß meiner Selbst behülflich seyn können. Ehe ich mit den geschäftigern Scenen des Lebens bekannt wurde, wußte ich von dem Einfluße der Leidenschaften wenig, oder gar nichts. Nimmermehr hätte ich geglaubt, bis ich alle Stunden Beweise davon sah, daß ein Mann, was Recht ist, wissen, und doch Unrecht thun könnte: niemals, bis ich es fühlte, daß es keine geringen Kräfte erfodere, die Vernunft zu äußern, wann die Leidenschaft sich bemühet, sie in Schlaf zu singen; weit weniger noch, daß die Leidenschaft selbst ihre Sache so listig zu vertheidigen wüßte, daß sie die Vernunft größtentheils auf ihre Seite bringen kann: Aber ich fand sie bald so fein, daß selbst der weiseste Mann in Gefahr ist, von ihr hintergangen zu werden. Freylich, darf er sie nicht fürchten, wann sie der Vernunft in gerader Linie entgegen handelt. Die geringste Aeußerung des Willens zerstöret ihre Herrschaft: aber wann die Leidenschaft mehr durch List, als mit Gewalt, und zwar so handelt, daß sie ihn, ohne daß er es gemerkt, zu einer That verleitet, die er hinterdrein Unrecht findet, so wird ihm alsdann

seine Weisheit zu weiter nichts dienen, als daß sie ihm zu der Entdeckung hilft, wann es schon zu spät ist. Dieß sind Wahrheiten, von denen ich nicht den geringsten Begriff hatte, und mit denen mich die Erfahrung einzig und allein bekannt machen konnte. Weder Bücher, noch Nachdenken, reichen zur Känntniß des menschlichen Herzens zu. Das Spiel des Lebens verlangt mehr, als wie bey andern Spielen, bloß Achtung zu geben: ein Mann muß selbst mitspielen, um ein guter Zuschauer zu seyn: wer nur dabey steht, versteht wenig, oder nichts, davon. Ein theoretischer Philosoph kann eine trockne Liebe für die Tugend erwerben: aber ein praktischer wird Geschmack an ihr gewinnen, und jede Gelegenheit suchen, ihr Bestes zu befördern. Der erste kann sich durch gute Schriften berühmt machen: der letzte aber wird sein Gedächtniß durch gute Thaten verewigen. Zu diesem Range möchte ich mich gerne auch erheben: doch möchte ich nicht gerne alleine darinnen stehen bleiben. Der bloße Denker wird vielleicht seine Aufmerksamkeit ganz allein auf sich einzuschränken wünschen: der thätige Mann aber seine Sphäre zu erweitern, und sich mehr Pflichten aufzulegen suchen. Ich will nicht ein Band verlieren, ehe ich ein

anders geknüpft habe: Nein, der unglückliche Tag, der mich der Gelegenheit beraubt, die Pflichten eines Sohnes zu erfüllen, soll mich nicht auf Einmal von allen Ausübungen der geselligen Pflichten ausschließen. Lieber will ich begierig auf die künftige Zeit hinaussehen, wo ich als Ehemann, als Freund, als Vater, meine eigne Glückseligkeit in aller derjenigen ihrer, die um mich sind, befördern kann. Sollte es wohl einen traurigern Zustand geben können, als den, wann ein Mann mit jedem Tage eine der zärtlichen Verbindungen verliert, die ihm das Leben wünschenswerth machten, ohne ihre Stelle durch andere ersetzt zu sehen? Der Verlauf einiger wenigen Jahre läßt ihn ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne einige Aufmerksamkeit, außer derjenigen, die aus einer eigennützigen Absicht entsteht: sein Alter ist trostlos und sein Tod unbeklagt. Wann wir im Gegentheil durch die Vermehrung unserer Verbindungen unsere Pflichten vermehren, was gewährt uns dieses nicht zu gleicher Zeit für Vergnügen, ein Vergnügen, dessen Abwesenheit uns nichts ersetzen kann? Wo findet man sonst diese uneigennüzige Liebe, diese herzinnigliche Sympathie, diese gegenseitige Theilnehmung von Freuden und Schmerzen, als

in den zärtlichen Banden der ehelichen und väterlichen Liebe. Leute ohne Empfindung werden freylich diese Glückseligkeit nicht begreifen und lüderliche Wüstlinge darüber spotten: aber wie süß ist die Ruhe des Mannes, der sich mit dem tröstenden Gedanken niederlegt, daß er den Tag in der regelmäßigen Vollziehung der Pflichten eines liebreichen Ehemanns, eines zärtlichen Vaters und eines gehorsamen Sohnes vollbracht habe! Dieß sind die Pflichten der Natur, und Pflichten, die der Gott der Natur belohnen will. Dieß sind die Aussichten und zu gleicher Zeit die Bewegungsgründe, warum ich der liebenswürdigen Charlotte meine Hand angeboten, und mit der äußersten Ungeduld auf die Erlaubniß warte, Ihnen und ihr aufzuwarten. Ich habe ihr mit der Offenherzigkeit und unzurückhaltenden Freymüthigkeit, mit der ich gern jede Handlung meines Lebens bezeichnen möchte, hierüber geschrieben: *) und erwarte eine ihrem edlen Herzen gemäße Antwort, das auf gleiche Weise, eben so sehr vom Betruge, als aller gezierter Verstellung, entfernt ist. Leben Sie wohl, mein verehrungswürdiger Vater, und seyn Sie versichert, daß ich die Erfül-

*) Dieser Brief findet sich nicht.

lung meiner Pflicht gegen Sie, als den Grund aller meiner zu hoffenden Glückseligkeit in jeder andern Verbindung ansehe.

Altamont.

Neun und zwanzigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Dein letzter Brief hat mir ein unaussprechliches Vergnügen verschafft. Bin ich im Stande gewesen zu Deinem, oder der Deinigen Glück etwas beyzutragen, so würde ich das meinige um die Würde eines Premierministers so wenig, vertauschen, als ich die zween Briefe, die ich von Deinem würdigen Vater, und seiner liebenswürdigen Tochter, für die Belehnungsbriefe zu einem Herzogthume geben würde. Ja, mein Freund; ich werde glücklich seyn, in dem ausgebreitesten Sinne dieses Wortes. Der Besitz eines solchen Herzens, wie meiner Charlotte ihres, wird meine Glückseligkeit auf den festesten Grund bauen. Eine aufrichtige Liebe zu ihr schließt nothwendig auch eine Liebe zur Tugend ein. Kann es wohl einen größern Reiz zu

tugendhaften Handlungen geben, als das beständige Verlangen einer tugendhaften Person zu gefallen? Eine beständige Sorge und Aufmerksamkeit für ihre Glückseligkeit wird ihr für mein unsträfliches Leben Bürge seyn, und ich werde die Tugend in ihrer Gestalt um so viel höher schätzen. Die Einfalt ihrer Sitten und die Reinigkeit ihres Herzens wird immer vor meinen Augen, und mir eine Ermunterung seyn, ihr nachzuahmen: Denn ich bin überzeugt, daß, wofern wir wüßten, wie unvermerkt wir die Gesinnungen derjenigen annehmen, von denen wir eine gute Meynung haben, wir weit mehr Aufmerksamkeit auf die Wahl unserer Verbindungen wenden würden, als wir gemeiniglich thun: Hauptsächlich aber auf die, die von einer vertrauten und immerwährenden Art sind. Wir können für Personen, die wir lieben nicht partheyischer seyn, als wir es für ihre Gesinnungen sind. Wir nehmen ihre Grundsätze so unvermerkt, als ihre Sitten, an, und eignen uns sogar ihre Mienen, und den Ton ihrer Sprache zu. Wie wichtig ist es also, Verbindungen mit solchen Personen einzugehen, welche nachzuahmen, Ehre ist? Und in dieser Absicht weiß ich, daß ich auf die Wahl meiner Gefährtinn stolz zu seyn Ursache habe. Ein gutes Herz erzeugt noth-

wendig auch ein gutes Betragen. Der Wink, den Du mir wegen der wenigen Bekanntschaft mit den Sitten der Welt, wegen der Unwissenheit in den kleinen Ceremonien giebst, die bey dem Umgange mit andern Menschen erfodert werden, heißt nichts, und Du hast diesfalls sicherlich nichts zu fürchten. Wo man Deine Schwester nur wird kennen lernen, wird sie niemals lächerlich scheinen, es müßte denn in den Augen solcher seyn, an deren Beyfall ihr nichts gelegen ist. Ein beständiges Bestreben, gefällig zu seyn, ist der einzige wahre Weg, es wirklich zu seyn, und eine sanfte Gemüthsart wird von sich selbst eine natürliche Politesse erzeugen, die unendlich mehr werth ist, als eine erzwungene. Jene wird das Original, und dieß die Kopie seyn. Der weiteste Umfang dieser Eigenschaft ist, wenn man das Vermögen hat, dasjenige äußerlich zu scheinen, was man wirklich seyn sollte Die wahre Politesse besteht darinn, daß man nichts thut, noch sagt, was einen andern beleidigen könnte, noch Etwas unterläßt, was ihm ein Vergnügen machen könnte. Mit wie weit größerm Nachdrucke aber muß nicht ein gutes Herz, das auf jedes andern Glückseligkeit aufmerksam ist, diese Wirkungen hervor bringen? Die Politesse

kann die Mängel eines schlechten Herzens verbergen: aber ein gutes Herz hat nichts zu verbergen. Vielleicht scheine ich in dem, was ich eben sagen will, ein wenig sonderbar zu denken. Ein frühzeitiges Vorurtheil für die Natur, obgleich roh und unbeschliffen, hat vielleicht meiner Seele einen falschen Hang gegeben: aber ich weiß nicht, ob mir unter den Damen, mit denen ich bisher umzugehen Gelegenheit gehabt, nicht öfter die Uebertreibung der so genannten Politesse anstößig gewesen, als der Mangel derselbigen. Ich will so viel sagen, daß man hier Politesse und gezwungene Höflichkeit beständig mit einander verwechselt. Viele aus der großen Welt haben eine solche Begierde artige Menschen zu scheinen, daß sie alles natürliche Betragen darüber verlieren. Man betrachte oft selbst verständige und wahre gefällige Personen mit sich allein, und sehe sie dann in einer großen Versammlung; und man wird einen solchen Unterschied in den Tone ihrer Stimme, in ihren Mienen und Geberden, finden, woraus man sieht, daß ihr Betragen, ob es gleich immer leicht, doch nicht allezeit natürlich ist: ja selbst diese Leichtigkeit, sonst ein Charakter der wahren Politesse, ist nicht allezeit Natur: sie ist bisweilen so gezwungen, als ein ihr selbst

entgegen gesetztes Betragen: und wann dieß der Fall ist, so kömmt sie, wenn nicht viel Verstand dabey gebraucht wird, der Unhöflichkeit nahe. Dieser Mangel vom Verstande aber macht, daß die Politesse und eine gezwungene Höflichkeit oft mit einander vermengt werden. Wie viel sehe ich nicht täglich Frauenzimmer, die in ihrem Kabinette, oder auch unter ihren eignen Familien, natürlich, frey und angenehm sind, und kaum treten sie in eine vermischte Gesellschaft, so werden sie durch den Zwang, deu sie sich anthun, recht artig zu scheinen, höchst ekel? Kurz, je mehr wir von der Natur weichen, desto mehr werden wir unsers Zwecks verfehlen, angenehm zu seyn und zu gefallen. Die Natur kann geschmückt, aber sie muß niemals versteckt werden. Wir sehen selbst in dem plumsten Betragen der gröbsten Bauern nichts Beleidigendes. Die Natur, so unausgeputzt sie ist, verursacht keinen Ekel. Die affektirte Politesse eines Tanzmeisters, der nach Regeln Schritte und Geberden abmißt, erzeugt Ekel und Verachtung, weil sie die größte Abweichung von der Natur ist. Das ungezwungene Betragen eines gesitteten Mannes macht uns das größte Vergnügen, weil e noch immer Natur ist, und die Natur zu il

rem größten Vortheile gekleidet. Wenn daher eine Person das Glück einer natürlichen Fähigkeit besitzt, so wird eine kleine Bekanntschaft mit den Sitten der Welt sie bald in den Stand setzen, zu ihrem größten Vortheile zu erscheinen: aber ohne diese höchstnöthige Eigenschaft wird die Politesse nur eine wenig bessere Art von Affektation und eine harmlose Gattung von Heucheley seyn. Nach diesem Grundsatze bin ich überzeugt, daß meine Charlotte in ihrem äußerlichen Betragen allezeit liebenswürdig seyn wird: weil sie immer den Gesetzen der Natur gemäß handeln wird: Denn eben die Regel, die Diderot für theatralische Werke giebt, kann auch sehr gut auf die Sitten des wirklichen Lebens angewandt werden: O mon Ami, que la simplicité est belle! Que nous avons mal fait de nous en éloigner! „O mein Freund, wie ist die Simplicität so schön! Wie übel haben wir gethan, daß wir uns davon entfernt haben!“

Altamont.

Dreyßigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Da ist ein Mann, der mich mit seiner Freundschaft aufs äußerste martert, und mit seiner Dienstfertigkeit beynahe zu Tode quälet. Er gehöret zu der Gattung von Leuten, die alles am besten wissen wollen, und daher glauben, es könne nichts gut ausgerichtet werden, wenn es nicht durch sie gieng; die einem alles aus der Hand reißen, und sagen: „Laß mich nur machen,“ und alles ungeschickt machen. Zeige ich ihm etwas, das ich gemacht habe, so tadelt er es gewiß, und nennt mir ein ähnliches Ding, das er vielleicht zu Rhodus gesehen. Sage ich schon, daß ich etwas thun will, so schreibt er mir vor, wie ich es thun soll, und das muß ich thun, ich mag wollen, oder nicht, wenn ich nicht von ihm für den eigensinnigsten Menschen will gehalten seyn, der keinen Rath annimmt; und wenn ich ihm dann, so oft ich ihn sehe, sage, daß ich klug gewesen wäre, wenn ich seinem Rathe gefolget wäre, so glaubt er, entdeckt zu haben, daß ich sehr wenig Weltkänntniß habe, ob ich gleich etwas aus

Büchern wissen mag. Daher rechnet er mir es als einen großen Beweiß von Freundschaft an, wenn er mich lehret, wie ich eine Stube möbliren, oder welches Papier zu einer Tapete ich wählen soll. Sind wir in der Wahl der Farbe nicht einig so versichert er mich, daß die seinige die Modefarbe sey, und beruft sich auf ein Haus, das vielleicht hundert englische Meilen davon liegt. Er kennt jedes neue Haus in der Stadt und jeden neuen Wagen, und den Meister, der sie gebauet, oder verzieret hat, und weiß mit jedem in ihrer eignen Sprache zu reden, und alle Kunstwörter, und dieß nennt er Känntniß der Welt. Er glaubt, es könne niemand Geschmack haben, wenn er seine Gedanken nicht durch die Kunstwörter auszudrücken wisse. Er könnte eben so schließen, daß ein Mann kein Kenner von Gemälden seyn könne, weil er kein Maler wäre. Die Kenntniß besteht eben so wenig in Kunstwörtern, als die Wissenschaft in der Sprache: aber bey ihm ist das ein vollkommner Kenner, der die in den verschiedenen Künsten üblichen Kunstwörter weiß. Man mag reden, von was man will, so kann er es besser, oder weiß, wie es besser seyn könnte, und maßet sich also das Recht an, an allen Dingen Feh-

ler zu finden, die er entweder nicht selbst gemacht hat, oder die nicht unter seiner Aufsicht gemacht worden. Jener malet, ein anderer zeichnet, dieser reutet, jener tanzet, einer springt, ein anderer singt, und noch ein anderer spielet, und alles recht gut: wenn sie inzwischen in allen diesen Künsten seinen Rath hören wollten, so würde er sie eine Methode lehren, wo sie es erst recht weit bringen sollten. Zum Unglück hat er auch ein wenig von den schönen Wissenschaften gekostet; er wird uns also versichern, daß Pope kein Dichter war, daß es dem Shakespar an Gelehrsamkeit, und dem Johnson an Genie fehle, und wird seine Beschuldigung durch eine Zeile aus einem jeden beweisen. Er ist der erste, der das Geschrey gegen den Homer vermehren hilft, welches die neuen französischen Kunstrichter, und nach ihm einige von uns selbst erhoben haben: ob ich gleich überzeugt bin, daß er in seinem Leben nicht mehr von seinen Werken gelesen hat, als höchstens die zwey ersten Bücher der Iliade, die er in der Schule durchpeitscht hat. *) Räumt er ja jeman-

*) Die Verachtung, die man seit einigen Jahren gegen die Werke des Homers bezeugt, nachdem sie die Bewunderung so vieler Zeiten gewesen,

den einen großen Antheil von Genie ein, so ist es irgend ein alter Schriftsteller, von dem

wird jedem, der ein wenig in der litterarischen Welt bekannt ist, nicht entgangen seyn. Von der Zeit des Zoilus, spottenden Andenkens, war Homer in ununterbrochener Reihe, alle Jahrhunderte hindurch, so sehr der Gegenstand der Bewunderung, ja des Enthusiasmus, daß selbst die, die nicht ganz mit ihm zufrieden waren, es doch nicht wagten, ihn öffentlich zu verdammen. Einige Kunstrichter in dem feinen Zeitalter des August fanden einige Dinge an ihm, die sie anders gewünscht hätten. Cicero wagte es kaum zu sagen, wie er wünsche, Homer hätte lieber die Eigenschaften der Götter den Menschen, als die Leidenschaften der Menschen den Göttern beylegen sollen. Die neuern Kritiker machen nicht so viel Umstände mit ihm. La Brüyere gedenkt derjenigen zu seiner Zeit, die den Homer verachteten, und die es thäten sans trop sçavoir pour quoi. Fontenelle macht in seinen Werken hin und wieder seine Größe lächerlich, und sein Recht auf eine allgemeine Hochachtung streitig. In seinem Todtengespräche führet er eines zwischen dem Homer und Aesop ein, in dem er derjenigen spottet, die alle Geheimnisse der Theologie, Philosophie, Moral, und sogar Mathematik in den Werken des Homer finden wollten. Eben so zeiget er

wenig Menschen etwas wissen, oder sonst einer von seinen Freunden, der aber zum Un-

an einem andern Orte das Abgeschmackte des Homers, indem er die Götter menschlichen Leidenschaften, und zwar sehr schwacher Menschen, unterwirft. An beyden Stellen führet er den lächerlichen Umstand des Mars an, der, vom Diomedes verwundet, so laut schrie, als neun bis zehn tausend Menschen, und nicht handelte, wie einer; denn er lief zum Jupiter, und klagte über das ihm angethane Unrecht, wie ein Kind. Auch in vielen andern Stellen geht er mit der Würde dieses göttlichen Dichters sehr frey um. Montesqvieu erwähnet in den persischen Briefen einen heftigen Streit zwischen zwo Partheien auf einem Kaffeehause über den Grad des Verdienstes in dem Homer. Wir sehen also, daß er selbst von seinen Bewunderern für nichts weniger, als untrüglich, gehalten wird. Voltaire geht in seiner Pucelle d' Orleans eben nicht säuberlich mit ihm um: Er nennet ihn

ce bavard d' Homer.
Que tout savant, même en baillant revere.

Der Schwätzer von Homer,
Den der Gelehrte selbst im Gähnen noch verehrt:

und machet sich über die Einladung seiner Helden zur Mittagsmalzeit sehr lustig: ja, er lie-

glück todt ist. Er ist ein großer Leser kritischer Wochenschriften, und hätte er Zeit, oder könnte er lange genug stille sitzen, so würde er gewiß mit an einem arbeiten, da er hier die beste Gelegenheit hätte, alles zu tadeln: aber so lassen es seine Geschäfte nicht zu. Itzt hat er mit Anlegung eines Gartens zu thun. Ich zeigte ihm meinen eignen Plan, und wußte vorher, daß er tausend Einwürfe dagegen zu machen hatte. — Ich hörte noch mehr, als ich erwartete, werde sie nicht beantworten, seinen Entwurf hören, und den meinigen mit der größten Geschwindigkeit vollziehen. Ich fürchte mich, ihm zu erzählen, daß ich mich

fert so gar einige hochtrabende Zeilen, von denen er sagt, sie wären dans le vrai goût d' Homere. — Alles dieses beweiset, es mag nun aus einer Verbesserung, oder Verschlimmerung des Geschmackes kommen, daß das Ansehen des Homers sehr in Verfall ist. Und ich zweifle nicht, ob ich es nicht erleben werde, daß man ihn gar aus unsern Schulen verbannen wird: Hauptsächlich, da einer unserer eignen Schriftsteller und Mitglied einer gelehrten Societät sich so weit erkläret, daß nur eine einzige gute schöne Zeile im Homer wäre, und daß er diese mehr einem Zufalle, als seinem Genie, zu danken habe.

verheurathen will, denn er wird mir, ehe er noch meine Braut gesehen, beweisen, daß sie sich nicht für mich schickt. Schon sagt er mir, mein Haus sey gar nicht nach modernen Geschmacke, und das wird meine Braut auch wohl seyn, und ich wünsche von Herzen, daß er Recht habe. Doch hoffe ich noch zuvor durch alle mögliche Mühe, die ich mir geben werde, ihn dadurch zu beleidigen, daß ich ihm in nichts folge, seiner los zu werden. Denn seine Freundschaft ist eine meiner größten Lasten, und der Verlust derselbigen wird mir der schätzbarste Gewinnst seyn. Ein weiser Mann giebt seinen Rath niemals, als bis er gefragt wird: denn er hält nicht leicht den andern für unwissend in dem, was er selber so gut weiß. Ein schwacher Mann sieht es für eine große Wohlthat an, wenn er uns etwas zu lehren glaubt, das man ihn kurz vorher erst selber gelehrt, und es wird ihm sehr weh thun, wenn man es zum Unglücke schon weiß. Ein verständiger Mann zeigt uns seinen Plan, und überläßt es uns zu urtheilen, in wie fern er besser seyn könnte, als der unsrige. Tadelt er ja etwas, so geschieht es mit Bescheidenheit und mit Gründen. Doch dieß erfodert Ueberlegung und Urtheilskraft; freylich aber ist es der kürzeste

Weg, Alles im Ganzen mit einem entscheidenden Tone zu verdammen, und es uns zu überlassen, den Ursachen nachzudenken, warum wir anderer Meynung sind. Aber nichts, als der Zwang, mit einem solchen Manne in einem Kerker, oder in einer Landkutsche eingesperrt zu seyn, soll mich abhalten, ihn so sehr, als eine Klapperschlange, zu fliehen. Lebe wohl.

Altamont.

Ein und dreyßigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Du verlangst meine Meynung über die Verachtung zu wissen, die einige neuere Kunstrichter gegen die Werke des Homers äußern, wovon ich Dir in meinem letzten Briefe einen Wink gab. Bey manchen ist es bloße Affektation. Andere können vielleicht eine gegründete Ursache dazu zu haben glauben. Wenn wir das Zeitalter, worinnen Homer lebte, mit demjenigen vergleichen, worinnen wir leben, so finden wir beynahe in jedem kleinen Umstande eine Veranlassung zu Bildung eines

Geschmacks und einer Denkungsart, die ganz von dem unsrigen verschieden sind. Jedes Ding ist anders: Theologie, Policey, Moral, Gebräuche, Philosophie, ja die Natur selbst, wann wir sie nach der unsrigen abmessen. Alle diese Veränderungen müssen nothwendig auch eine Veränderung in Ansehung des Geschmacks hervorbringen, die einen Einfluß auf die Werke des Witzes, nicht allein des Homers, sondern aller alten Schriftsteller haben: wir müssen nothwendig in dem Maaße, als uns ihre Sitten unbekannt, oder ihre Begriffe unnatürlich sind, auch ihre Schönheiten aus dem Gesichte verlieren. Die heydnische Mythologie war ein so großes Feld von unwahrscheinlichen Erdichtungen und die Vermischung der Götter und Helden macht eine so unbegreifliche Verwirrung, daß das, was in jenen frühern Jahren für Groß und Erhaben gehalten wurde, uns lächerlich wird. Anstatt also, daß uns z. B. die Erzählung von Göttern gefallen sollte, die sich in die Streitkämpfe der Menschen mischen, für sie in Person fechten, und den Wurf ihrer Spiese lenken: so beleidigt uns dieß, und wir sind in Versuchung über die Thorheit derselben zu lachen. Nimmt man den Alten ihre Mythologie, so nimmt man ihnen ihre ganzen

Gedichte. Die Iliade kann so gut ohne Agamemnon oder Achilles, als ohne Jupiter und Thetis: die Odyssee so gut ohne Ulysses, als ohne Minerva seyn: und Venus ist zur Aeneis eben so unentbehrlich, als Aeneas selbst. Wie wäre es also möglich, daß diese Gedichte sich in ihrem ganzen Anspruche auf unsere Bewunderung in einem Zeitalter erhalten sollten, wo ihre Hauptschönheiten und interessantesten Umstände uns ein Haufen abgeschmackter Erdichtungen schienen, die weder Natur, noch Möglichkeit, zum Grunde haben. Eine andere Ursache, warum die alten Dichter viel von ihrer Schönheit bey uns verlieren müssen, ist, weil die Sitten, die sie schildern, zu roh sind, als daß sie uns in der Vorstellung einiges Vergnügen gewähren sollten. Die überfeine Politur des itzigen Zeitalters giebt selbst den Tugenden der alten Helden die Miene der thierischen Wildheit. Wir sehen mit Abscheu einen Sieger den nakten Körper seines besiegten Feindes an seinen Wagenrädern umher schleppen. Der Muth des Achilles verliert sich in Unmenschlichkeit, und die Größe seiner Freundschaft für den Patroklus verliert durch seine grausame Rache ihren ganzen Werth. Und wie lächerlich sticht dieser Theil seines Betragens gegen die

kindische Bitte ab, die er an seine Mutter thut, die Fliegen von dem Körper seines Freundes Patroklus wegzujagen! Man wird sagen, Homer wollte keinen Charakter zeichnen, sondern die Sitten nach der Natur schildern: Allein es dienet zur Antwort, daß das, was damals Natur war, es itzt nicht mehr ist, und mithin mehr Ekel, als Gefallen, verursachen muß. Selbst die Grobheiten, mit denen sich die Helden des Alterthums unter einander beehren, ist ein Umstand, der der neuern Höflichkeit nichts weniger, als gefallen kann. Es ist kein Beweis des Heldenmuths, seinen Gegner ein Hundsgesichte zu nennen, und ihn mit den niedrigsten Namen zu belegen, so wenig, als es viel Feinheit des Geschmacks bey einem Dichter anzeigt, eines solchen Umstands zu erwähnen. Allein das Alter, in dem Homer lebte, war nicht das, wo die Helden, oder Dichter den Grazien opferten. Der gerechteste Anspruch, den Homer, wenigstens in Ansehung seiner Schreibart, zu haben scheint, gründet sich ohne Zweifel auf die schöne Simplicität seiner Anspielungen auf natürliche Gegenstände in der unbeseelten, oder thierischen Schöpfung. Und selbst hier wird die Erfahrung des gegenwärtigen Zeitalters, ob sie gleich nicht den innern Werth seiner Sim-

plicität verringern kann, ein Umstand seyn, warum sie uns weniger gefällt, weil sie weniger neu ist. Eine Vergleichung mit der Sonne, dem Monde, einem Sturme, einem Wirbelwinde, einem Wolfe, einer Heerde Ziegen, u. s. w. wird natürlich, aber wegen des öftern Gebrauches zum mindsten bey den meisten Lesern, weniger auffallend seyn. Die Erfahrung hat die neuern Zeiten so verfeinert, daß die einfache Natur keinen Eindruck mehr machet, und es wird eine unverdorbene Einbildungskraft und ein gezüchtigter Geschmack erfodert, an der Simplicität einen Gefallen zu finden. Daraus folget also, daß man in Absicht auf die Bildung eines richtigen Geschmacks von uns sagen kann, wir hören auf, wo wir anfangen sollten, nämlich von dem Geschmacke für die simpeln Schönheiten der Natur. Von diesen zieht ein falscher Schimmer unsere Aufmerksamkeit so lange ab, bis uns die Erfahrung geschickt gemacht, durch den Betrug durchzusehen. Wir können diese Bemerkung durch eine Anwendung auf die Wissenschaften der Musik sowohl, als auf die Dichtkunst erläutern. Eine Person, die sehr wenig von der erstern versteht, wird sehr wenig Geschmack an der einfachen Melodie und der natürlichen Harmonie der alten

Tonkünstler finden, wenn wir diese anders so nennen dürfen, die wenig mehr, als hundert Jahr vor uns in Musik gesetzt haben. Ein solches Stück, z. B. „Der Silberschwan des Orlando Gibbons, das Du so gut kennest, wird einem Musikpfuscher kalt und albern scheinen; ein Musiker hingegen, den die Erfahrung und das Nachdenken gebildet hat, wird es voll von den rührendsten Zügen einer natürlichen Simplicität finden. Der Verstand, der sich eine Zeitlang durch den Flitter einer verschwenderischen Zierrath oder auch durch das Blendende der Kunst abführen lassen, kehret endlich, zum Ekel gesättiget, zu jener Simplicität, die wegen ihrer Verbindung mit der Natur immer gefällt, wieder zurück. Aber alsdann gehört der Verstand eines Adepten dazu, der es zu einem so feinen Geschmacke bringt, daß er die wahren Schönheiten der simpeln Natur mit dem affektirten der Kunst zu vergleichen im Stande ist. Aus diesem Grunde behaupte ich auch, daß die auffallendsten Schönheiten des Homers ihre Wirkungen bey den meisten Lesern verlieren. Der Hauptvorzug des Homers besteht, meiner Meynung nach, in der geistvollen Kraft seiner Charaktere, und wenn er auch bisweilen

darinnen fehlen sollte, daß er sie nicht genug mit sich in Uebereinstimmung erhält, so wird ihm doch kein Kunstrichter, wie ich glaube, dieses Verdienst abläugnen: denn es kann unmöglich einen so phlegmatischen Leser geben, daß er nicht von dem Geiste des Achilles, von dem Ungestüm des Ajax, von der Unerschrockenheit des Diomedes, von der ehrwürdigen Weisheit des Nestors sollte durchdrungen werden; vielweniger so fühllos, daß er nicht mit der unglücklichen Situation des alten Königs Priamus Mitleid haben sollte. Gewiß würde ich von des Mannes Menschenliebe eine sehr schlechte Meynung haben, der ohne die lebhafteste Rührung die Rede lesen könnte, worinnen Priamus den Achilles anfleht, ihm den Leichnam seines unglücklichen Sohnes auszuantworten. Diderot, einer der besten französischen Kunstrichter, führt dieselbe, und seine Klage über den Tod des Hektors als die größten Meisterstücke einer pathetischen Simplicität an, und schließt mit folgender Bemerkung: „Was ist nun aber in diesen Reden? Kein Witz, keine Kunst; nichts, als eine so edle Wahrheit mit einer solchen Einfalt gesagt, daß jedermann glaubt, er würde es eben so gut, als Homer, gesagt haben. Laßt uns, fährt er fort, die wir die

Schwierigkeit und Schönheit der Simplicität kennen, diese Stellen lesen, wohl darüber nachdenken und dann alle unsere Papiere ins Feuer werfen. Le génie ne se sent, mais il ne s' imite pas. „Man fühlt das Genie, man thut es aber nicht nach.“

Ueberhaupt also dünkt mich, daß die Gedichte des Homers zu der Zeit, da er sie schrieb, voll unendlicher, so wohl natürlicher, als künstlicher Schönheiten müssen gewesen seyn. In Ansehung der letzten zeigt uns aber freylich eine gänzliche Veränderung der Religion, der Moral, Politik und Sitten sie in einem so verschiedentlichen Lichte, daß ihr Originalverdienst verloren geht, und wir von ihnen sagen können, daß sie vor Alter gestorben sind. Was aber seine natürlichen Schönheiten anbetrifft, die ihren Grund in den Wirkungen der Natur und den Empfindungen des menschlichen Herzens haben, so behalten sie noch diese Stunde für einen gefühlvollen und weisen Mann ihre ganze Kraft: und in diesen Schönheiten sollte er, und die Alten überhaupt, von den Dichtern unserer Zeit nachgeahmet werden. Zum Unglück aber bestreben sie sich fast durchgängig es nur in den äußersten Wirkungen der Kunst zu thun. Kann z. B. etwas

Abgeschmackters seyn, als wenn sich die Maschinerey eines neueren Gedichtes ganz auf der Mythologie der heydnischen Fabeln herum dreht, und in einerley Subjekt heilige und Profangeschichte vermischt? Natur und Vernunft sollten uns allezeit bey den Werken der Einbildungskraft leiten, und es ist eben so albern, unsere Gedichte nach den Regeln und Sitten der alten zu formen, als wenn wir das Königreich England nach Spartanischen Gesetzen regieren wollten. Will ein neuer Dichter die Alten nachahmen, so muß er sich nach den Sitten seiner Zeit richten, so wie sie es in Ansehung der ihrigen thaten. Denn sicher wäre Homer nicht der Dichter, wenn er sich nach der Moral eines Volkes gebildet, das tausend Jahre vor ihm gelebt, und ihre Sitten geschildert hätte. Aber selbst unsere besten Dichter haben aus einer sklavischen Nachahmung der Alten, sich weder von der Gewohnheit, höhere Wesen in ihren Gedichten einzuführen loszureißen, noch einen gehörigen Gebrauch von denjenigen zu machen gewußt, die sich in diesem erleuchteten Zeitalter der Welt noch rechtfertigen ließen; und selbst ein Milton hat durch den Dienst der Engel, die er in seinem verlornen Paradiese so sehr gebraucht,

dem ganzen Gedichte ein fabelhaftes Ansehen gegeben. Wir können also, in Absicht der Maschinerey, weder einen Gebrauch von den Erdichtungen der Alten mit Schicklichkeit machen, noch einigen Vortheil daraus ziehen, daß wir unsere Känntniß ihrer Unwissenheit unterschieben. Denn es ist durchaus unmöglich, irgend einen übernatürlichen Beystand zur Unterstützung unserer Helden herbey zu rufen und zu gleicher Zeit eine Rücksicht auf die einzige wahre Quelle der Stärke haben, aus der wir wissen, daß Alles herfließt. Wollen wir auf der andern Seite die Erdichtungen der Alten verwerfen, und unsere Zuflucht zu den Genien und Feyen nehmen, die man neuerlich aufs Tapet gebracht, so sind wir immer wieder da, wo wir gewesen sind. Denn was weder Natur, oder wenigstens die Möglichkeit nicht zum Grunde hat, kann nur höchstens einseitig gefallen. Was haben wir also zu thun? Wir müssen uns bemühen, aus der Natur zu schreiben, und von dem Werthe unserer Werke aus der Wirkung auf das Herz urtheilen, nicht aber nach der Beziehung, die sie auf irgend ein gegebenes Muster haben. Denn das Verdienst poetischer Werke stützt sich auf einen vorhergängigen Grund, der fester, als alle Autorität

ist, auf Natur und Vernunft. Da aber Regeln bloß von Wirkungen müssen abgezogen werden, so können wir weit sicherer annehmen, daß ein Stück gut ist, welches ein allgemeines Vergnügen machet, als daß ein Stück ein Vergnügen machen müsse, weil es mit irgend einigen Regeln, oder Mustern, sie mögen her seyn, wo sie wollen, übereinstimmt. Nach diesem Grundsatze wird mich kein Mensch auf Erden überreden, daß die gerühmteste Tragödie von Corneille mit aller seiner gepriesnen Regelmäßigkeit und Erhabenheit nur halb so gut ist, als ein Stück von Schäkespear, das aus dem Gefühle der Natur geschrieben, und alle festgesetzte Regeln der Dramatischen Dichtkunst beleidiget. Um einem wahren Geschmack an dem ersten zu finden, wird ein gelehrter Mann erfodert; das letztere zu empfinden, braucht man nur Mensch zu seyn. Lebe wohl.

Altamont.

Zwey und dreyßigster Brief.

Altamont an Charlotten.

London.

Ich zweifle nicht einen Augenblick, meine liebenswürdige Charlotte, daß Sie gerecht genug sind, sich die Ungeduld vorzustellen, mit der ich der Erlaubniß Ihnen aufzuwarten entgegen sah. Ich hoffte dieses Glücks schon zu Ende dieses Monats theilhaftig zu werden. Aber ich finde es itzt unmöglich, meine Amtsgeschäfte vor Mitte des künftigen Monats in einen solchen Stand zu setzen, wie ich sie einem meiner Freunde zu hinterlassen wünsche. Ich muß meine ganze Philosophie zusammen nehmen, diesen Verdruß ohne zu sichtbaren Nachtheil meines Charakters zu ertragen. Denn so sehr ich gern für einen gelassenen Mann, der sich nicht leicht in Gährung setzen läßt, möchte angesehen werden, so finde ich doch, daß, wenn ich auch itzt meine Lieblingstugend, die Geduld äußern könnte, ich die Achtung aller Damen von meiner Bekanntschaft und vielleicht Ihre selbst eigne, wenigstens einigermaßen verlieren könnte Denn so eine wünschenswürdige Eigenschaft auch eine philosophische Gleichmüthig

keit an einem Freunde seyn mag, so ist sie doch bey einem Liebhaber eine sehr armselige Empfehlung. Uebrigens habe ich doch bey diesem Aufschub einen Trost, und dieser ist, daß ich mein kleines Haus geschickter zu Ihrer Aufnahme werde machen können, wann Sie meine Glückseligkeit durch die Besitznehmung desselbigen vollkommen machen werden. Ich wende alle meine Zeit, die ich nur von meinen Geschäften erübrigen kann, darauf, und mein Patron thut mir die Ehre an, daß er bisweilen einige seiner müßigen Stunden hier zubringt und mich würdiget, sich mit meinen Miniaturentwürfen die Zeit zu vertreiben. Jetzt macht er einige Verbesserungen in dem Plane meines Gartens: doch soll ich itzt noch nichts davon wissen. Ich bin aber überzeugt, daß derselbe Geschmack, der ihn geleitet, die prächtigen Schönheiten der Natur zum größten Vortheile seines eignen Landhauses ins Licht zu stellen, ihn auch nicht verlassen werde, einen kleinen Graben zu einen Hügel zu erhöhen, oder etliche vierzig Stück Bäumchen und Sträucher so zu ordnen, daß sie in dem meinigen den gefälligsten Anblick tragen. — ? Eben sehe ich ihn in einer tiefen Unterredung mit meinem Gärtner, und nach seiner ernsthaf-

ten Miene sollte man glauben, daß sie eine Sache von der äußersten Wichtigkeit beträfe. Darf ich seine Gedanken errathen, so geht er damit um, einen geschickten Platz zu meinem Blumenstück ausfündig zu machen. Ich bin ein großer Blumist geworden. Darzu haben mich hauptsächlich die engen Gränzen meiner Ländereyen verleitet, die zwar groß genug sind, eine Menge verschiedener ganz kleiner Schönheiten der Natur zu fassen: aber die prächtigen Aussichten von Wäldern, Wiesen und Wasser muß ich weiter suchen. Mein Patron, dessen Geschmack eben so erweitert, wie seine Seele ist, zieht mich bisweilen auf, wenn ich mich in einer tiefen Betrachtung der Blätter einer Ranunkel oder des Staubs einer Aurikel finde: aber ich fertige ihn immer mit der Antwort ab, daß ich bloß der Macht des Urhebers der Natur nachdenke, die meine Blumen noch mehr, als seine Wälder, beweisen: denn zeigt sie sich bewundernswürdig in großen Gegenständen, so geschieht es gewiß noch unendlich mehr im kleinen, und es ist die Frage, ob der mechanische Bau der Welt von seiner Allmacht ein eben so großer Beweis ist, als das Gewebe des menschlichen Körpers. Nach diesem Grundsatze macht mir jedes Blatt von

einer Blume so viel Freude, daß ich mich einen Blumisten zu nennen wage, ob ich gleich unter den Virtuosen, die diesen Namen gewöhnlicher Weise tragen, eine sehr schlechte Figur machen würde. Denn ich bin in allen den Eigenschaften ganz unwissend, die die willkührliche Kaprize der Gärtner den Schönheiten einer Blume als wesentlich bestimmt hat und die bloß den Augen des Kenners sichtbar sind. Ich kann die Schönheit einer Blume fühlen, aber nicht beschreiben. Aus dieser Ursache streite ich mich des Tages über wohl zehnmal mit meinem Gärtner herum, der gern jede Blume ausrotten möchte, die gerade nicht nach gewissen Regeln gebildet ist, die, ich weiß nicht wer, als ein Muster der Schönheit fest zu setzen beliebt hat. Es vergeht mir die Geduld, wenn er mir sagt: Diese Blume taugt nichts, weil sie ein Nadelauge hat, oder, jene würde vortreflich seyn, wenn sich die Farben auf diese oder jene Art brächen. Wie albern, die freygebigen Schönheiten der Natur in verstandleeren Vorschriften der Kunst einschränken zu wollen! Unfehlbar war es die Erfindung einer Person, die aus einem eingeschränkten Genie und einer kleinen

Seele neidisch war, daß die Schönheiten der Natur auch gemeinen Begriffen so faßlich seyn sollten, und sich also Mühe gab, sie unter einem Schleyer des Geheimnißes zu verstecken. Ich wundere mich eben nicht, das Holland das Vaterland dieser Art Blumisten ist. Diese pedantische Känntniß schickt sich für die enge und geldgierige Seele eines Holländers: und finden wir sie ja auch bey einigen unter uns, so ist es gewiß unter solchen, die sich eine lange Aufmerksamkeit auf Eigennutz und Gewinnsucht eine kleine Denkungsart und ein Bündel eingeschränkter Begriffe erworben haben, die sie selbst bey ihren Ergötzlichkeiten verfolget und sie verleitet, ihre Gärten in Vierecke und Triangel abzutheilen, und ihre Bäume in Thiere oder Vögelgestalten zu schneiden. Mir ist es allezeit der sicherste Beweis eines falschen Geschmacks, wenn man die Natur durch eine prächtige Charletanerie der Kunst verbessern will. Sie werden also bey mir nichts, als bloße Natur, finden, ausgenommen, daß ich sie ein klein wenig dämpfe, wann sie zu schwelgerisch wird: und wo ja ein wenig Kunst mit unterläuft, da habe ich mir alle mögliche Mühe gegeben, sie zu verstecken. In der That wird mir zwar mein Blumen-

stück in vollem Glühen der Schönheit ins Gesichte treten und mir zu widersprechen scheinen: aber auch hier habe ich bloß die Schönheiten auf einen Fleck zusammen berufen, welche die verschwenderische Natur hin und her verstreuet hat, und dieß ist am Ende doch nichts weiter, als daß ich ihren Werken Gerechtigkeit widerfahren lasse, indem ich sie zu ihrem größten Vortheile zeige. Ich kann das Vergnügen nicht ausdrücken, das ich in dem Gedanken fühle, daß ich dieses Fleckchen zu Ihrem künftigen Vergnügen anbaue. Mit welchem Leidwesen verlasse ich es allezeit für das Geräusche und Lärmen der Stadt! Selbst die Freuden der Gesellschaft, die für mich durch den Reiz der Neuheit noch mehr gewinnen sollten, verlieren einen großen Theil ihrer Wirkung bey mir, und ich fliehe zur Einsamkeit meiner eignen Gedanken mit eben so viel Zufriedenheit wieder zurück, als ob ich mein ganzes Lebelang mit Gesellschaft wäre gesättiget worden. Itzt finde ich, daß, wann die Seele von einem Gegenstande ganz erfüllt ist, sie sich schwer davon losreißen, und auf einen andern kehren läßt. Alles scheint uns ungereimt, was nicht einige Beziehung auf unsern Lieblingsentwurf

hat. Sie werden sich leicht einbilden, daß meine eignen Gedanken gegenwärtig meine süßesten Gefährten sind, weil sie mich stets von Ihnen unterhalten. Sollte meine Reise durch irgend einen Zufall einen weitern Aufschub leiden. Adieu Philosophie! Ein Philosoph kann allenfalls seine Glückseligkeit der Tugend aufopfern; aber nicht seinem Geschäfte. Der Mann, der nicht die Liebe seinem Interesse eben so, wie die Tugend der Liebe vorzieht, verdient meine Charlotte nicht. Was muß vollends der verdienen, der durch eine schmutzige Rücksicht auf Eigennutz sich kann zurücke halten lassen, wann Tugend und Liebe sich vereinigen, ihn anderwärts hinzurufen? Nein, beste Charlotte! Nichts, als Krankheit oder Tod, soll mich von meiner Reise zu Ihnen in der Mitte des nächsten Monats zurücke halten. Für dießmal leben Sie wohl! Einige Angelegenheiten rufen mich ab, und ich werde sie so geschwind und auch vielleicht so schlecht, als möglich abthun, um mich wieder desto schleuniger mit Ihnen und mit mir selbst zu unterhalten.

Altamont.

Drey und dreyßigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Wie gemein ist nicht die Anmerkung, „daß niemand mit seinem Zustande in der Welt zufrieden ist!“ Nicht ein Moralist, von dem Horatz an bis auf unsre Zeit hat sie übergangen. Alle schreyen: qui fit Mecaenas? und alle lösen die Frage durch die natürliche Unzufriedenheit und Rastlosigkeit der menschlichen Seele auf. Seit ich mehr Menschen gesehen, finde ich sie noch allgemeiner wahr, als ich in meiner Einsamkeit geglaubt hätte, (denn ich bin sehr nachsichtig, wo ich Fehler finde, die man einem ganzen Geschlechte zur Last leget,) so, daß ich auch geneigt bin zu glauben, daß noch eine andere Ursache, als ein bloß eigensinniges Mißvergnügen, zum Grunde liegen müsse. Wann wir den besondern Hang bemerken, der verschiedene Menschen, wir wissen selbst nicht warum? auf so verschiedene Wege ihrer Laufbahn leitet, und den wir durch den Namen „Genie zu Etwas“ ausdrücken: wie schwer ist es, unsern künftigen Beruf zu bestimmen, zumal vor

dem Alter, wo der Plan der Erziehung die Bestimmung desselbigen zu erfodern scheint: wie viel Umstände treten ein, uns in unserm Laufe zu hindern, ihn abzuleiten, oder gänzlich zu hemmen, selbst wann wir ihn entdecken! Wie viel Absichten des Eigennutzes, des Schicklichen, des Angemeßnen, der Neigung hindern diejenigen, die Gewalt über uns haben, auf diesen natürlichen Hang unserer Gemüther zu merken: oder werden wir unserer eignen Willkühr hinterlassen, wie vielerley Umstände können unser Urtheil so verführen, daß wir ein bloßes Verlangen, es jemanden, dessen Charakter uns gefällt, nachzuthun, für einen Hang des Geistes ansehen, denselben Pfad zu verfolgen! Was Wunder also, wenn wir so viele finden, die sich nicht in die Lage schicken, in der sie sind, so viele, die die Rolle, die sie übernommen haben, nicht zu spielen wissen, so viele, die über das Ziel und den Weg, nach dem und auf welchem sie laufen sollen, unzufrieden sind! Nichts ist betrüglicher, als die Merkzeichen, die uns nach der gemeinen Meynung die Lust und den Trieb zu Etwas bey jungen Leuten entdecken sollen. Die Bilder, die sich ihrer Betrachtung am häufigsten darstellen, werden auch den meisten Eindruck

auf sie machen; und die natürliche Liebe zur Nachahmung wird sehr leicht für eine Bestrebung des Genies angesehen. Das Kind eines Officiers hört beständig von Waffen, von Tapferkeit, von militarischer Ehrenbezeugung, von Uniform, von Avancements, von Respekt: sein Geist erwacht, seine Einbildungskraft geräth in Gährung, er will ein General werden, und wählt also den Soldatenstand. Der Sohn des Kaufmanns sieht beständig die Vortheile des Ueberflusses, hört beständig von dem Gewinnste der Handlung. Stets ist sein Kopf von Kaufmannsgestalten, Waaren, Interesse, Credit, und Geld voll, und Alles, was ihn umgiebt, überredet ihn, daß dieß das einzige wünschenswerthe Glück aller Glückseligkeiten auf Erden sey. Mit Entzücken blickt er seines Vaters große eiserne Casse an, und entschließt sich, ein Kaufmann zu werden. Und so ahmen in jedem Stande des Lebens junge Leute dasjenige nach, was sie stets vor ihren Augen sehen, und für welches ihnen von demjenigen, der ihn besetzt, Ehrfurcht eingeprägt wird.

Es ist inzwischen nicht das Verlangen die Pflichten dieses Standes zu erfüllen, sondern in den Ehrenstellen zu glänzen, und

die Vortheile desselbigen einzuärndten, die das Kind damit verbunden sieht. Der junge Officier hat keine Lust ein Subaltern, in seinem Quartiere eingeschränkt, zu einem schweren Dienste gebraucht, oder auf den halben Sold herab gesetzt zu seyn: sondern fünfhundert Mann zu seinem Befehl zu haben und als ein wichtiger Mann vor einem Regimente herzustrotzen. Der junge Kaufmann hat keine vorzügliche Neigung seine Rechnungsbücher zu führen, und mit Elle und Gewichte Waaren abzumessen und abzuwägen, sondern blos reich zu werden. So bald also die Pflichten, die die mittlern Stufen zu dem gewünschten Stande ausmachen, anfangen beschwerlich zu werden; so fangen sie auch an zu fühlen, daß sie sich in Absicht ihrer Neigung geirret haben, und jeden andern von einem andern Gewerbe zu beneiden. Dieß ist sogar oft der Fall bey Aeltern, die mit einer lobenswürdigen Vorsicht, die natürliche Neigung eines Kindes zu Rathe ziehen, und ihn lieber den Weg leiten wollen, zu dem ihn sein Genie trägt, als daß sie dem Hange entgegen arbeiten, um ihn zu demjenigen geschickt zu machen, den sie ihn gern betreten sähen. Sie geben bisweilen blos auf die zufällige Neigung eines Kna-

ben Achtung, die aber oft nur vorübergehend ist, und lassen sich mehr durch gelegentliche Umstände verführen, als daß sie fortdauernde Beobachtungen über seine Gemüthsneigung anstellten.

Hat ein Knabe einen mächtigen Hang zu irgend einem besondern Gewerbe, oder einer eignen Wissenschaft, so braucht man ihn gar nicht dießfalls zu fragen; sie wird sich einem genauen Beobachter schon von Selbst zeigen. Das wahre Genie verräth sich gerade nicht durch eine ungestüme Begierde nach Etwas, sondern es entwickelt sich nach und nach durch den Fortgang unvorsetzlicher Beweise, die bloße Wirkungen der Natur sind, und nicht die ungewissen Anstrengungen einer augenblicklichen Lust. Die unnatürliche Empörung, die im Jahre 1745. in Schottland sich ereignete, da jeder Mann sich für verbunden hielt, ein Soldat zu seiner eignen Vertheidigung zu werden, verbreitete eine solche militarische Hitze durch die Nation, daß jeder junge Mensch sich anwerben ließ, den seine Neigung zu etwas ganz andern führte: aber kaum änderten sich die Umstände, so entdeckte er seinen Irrthum. Mein Patron hat noch itzt einen Gärtner, der sich beständig mit dem Schlägel und dem

Meissel beschäftiget, und ein vortreflicherer Zimmerer würde geworden seyn. Aber zum Unglück war sein Vater ein Gärtner. Wenn wir also selbst annehmen, daß jeder Vater das Genie seines Sohnes zu Rathe zöge, ehe er ihn zu einer gewissen Lebensart bestimmt, und wovon doch die sichere Entdeckung mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist: so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir eine Menge Menschen dadurch so unglücklich finden, daß sie den Irrthum in Absicht ihres Genies für eine gewisse Lebensart zu spät gewahr werden. Aber noch weit weniger dürfen wir uns wundern, wann wir vollends nachdenken, wie wenig Väter auf diese Neigung bey ihren Kindern Acht haben. Jeder Vater wünscht seinem Sohne eine vortheilhafte Stelle in der Welt zu verschaffen: er sieht also bloß darauf, wo er ihm entweder durch sein eigen Ansehen, oder durch seine Freunde am ersten fortzuhelfen sich getrauet. Ist der arme Junge zu einem Gelehrten bestimmt, so mag er Neigung haben, zu was er will, er wird durch die Schule durchgepeitscht, muß eben so viel auswendig lernen, eben so viel Verse machen, als die, deren Genie sie natürlich den Strohm hinab führet, dem er mit allen Kräften ent-

gegen arbeiten muß. Denn ich weiß, daß selbst in den besten Schulen auf die verschiedenen Fähigkeiten der Knaben wenig Rücksicht genommen wird, da die Menge derselben es nothwendig macht, sie in verschiedene Klassen abzutheilen, in denen jeder Knabe dasselbe Geschäfte binnen eben derselben Zeit vollenden, oder die schärfsten körperlichen Züchtigungen leiden muß. Auf diese Art wird nun der arme Schelm fortgestoßen. Indessen vermehrt sich mit jedem Tage sein Ekel gegen eine Beschäftigung, die ihm so viel Marter und Schwierigkeiten kostet, und er verabscheuet sie schon gänzlich, ehe er sie kaum gekostet hat. Man sieht leicht, wie sein Fortgang unter diesen Umständen seyn kann. Er vernachläßiget es, so bald er ungestraft darf, bringt es zu keiner richtigen, oder vollständigen Erkänntniß, bejammert sein Schicksal, und wird mit dem Beynamen eines unnützen, unzufriedenen Menschen gebrandmarket. Aber ist ein solcher Vorwurf gerecht? Sind nicht seine Zähne vielmehr von den Heerlingen stumpf, die sein Vater gegessen hat? Dieß kann eine Ursache des Mißvergnügens seyn, das fast unter allen Ständen der Menschen in Absicht ihrer Situation herrschet: und dieser

Ursache, und nicht einem bloßen Eigensinne mag auch die Vernachläßigung zuzuschreiben seyn, die so viele in ihren Amtsgeschäften äußern, indessen, daß sie dem Hange ihres Genies folgen, und Dinge treiben, die ganz außer ihrem Wege liegen. So weit er es aber auch in dieser seiner Lieblingswissenschaft bringen mag, so hat er von Glück zu sagen, wenn die Welt nicht von ihm sagen soll, „er thäte gescheiter, er wartete seines Amts.“ Ist aber das nicht sein Amt, wozu ihn sein Genie und seine Neigung führet? Ist es wohl Liebe zum Müßiggange, wenn ein Rechtsgelehrter mehr Zeit und Mühe auf Verfertigung eines Trauerspiels wendet, als er würde gebraucht haben, sich Meister von dem ganzen Codex zu machen? oder, wann ein Geistlicher den größten Theil seines Lebens darauf wendet, die Gesetze seines Vaterlands besser zu sammeln und zu ordnen, als noch kein Rechtsgelehrter vor ihm gethan? Und doch wird es eine Menge Thoren geben, die den ersten verdammen, weil er die Dichtkunst den Rechten vorzieht, und die den letztern einer Entheiligung beschuldigen, weil er seine Zeit auf etwas anders, als Theologie, wendet. — Niemand ist zumal mehr diesem unartigen

Tadel ausgesetzt, als die Geistlichen. Ihre Erziehung flößt ihnen natürlich eine erweiterte Denkungsart und einen Geschmack für die Litteratur ein, und doch schreyt man sogleich über Entehrung ihres Charakters, wenn sie auf irgend etwas anders ihre Zeit wenden, was nicht unmittelbar eine Beziehung auf ihr Geschäfte hat. Ja, man denkt über diesen Punkt so eingeschränkt, daß man einem Geistlichen nicht gestatten will, uns auf eine andere Art unsre Pflichten zu lehren, als nur auf Eine Art. Die meisten Menschen scheinen gar keinen Begriff zu haben, daß die Sache der Tugend nicht durch eine Reihe sittlicher Grundsätze und Beyspiele in die Form eines Romans gekleidet, oder in einem wohlgeschriebenen Trauerspiele oder einer moralischen Komödie zu unserer Empfindung gebracht, eben so gut könne befördert und die geheiligten Lehren unserer Religion dadurch eben so stark befestiget werden, als durch die strengsten Beweise der gelehrtesten Predigt. Aus dieser kleinen Art zu denken fließt der Vorwurf, den wir täglich und in allen Gesellschaften gegen diejenigen Geistlichen hören, die ohne Vernachläßigung der Sache Gottes und der Tugend sich auf die schönen Wissenschaften geleget," daß

die Geistlichkeit heut zu Tage alles studiret, außer nicht ihre Bibel, „daß sie statt Predigten Romanen schreiben, das Theater zu ihrer Kanzel machen,“ und solcher albernen Anmerkungen mehr, die nichts weiter, als den engen Verstand, oder das bösartige Herz dererjenigen beweisen, die sie machen. Ich sehe gar nicht ein, wie ein Geistlicher durch solche Schriften seinen Charakter beschimpfen kann, die zur Absicht haben, das menschliche Herz zu bessern, und die Tugend aufrecht zu erhalten, indem sie die Leidenschaft zu ihrem Besten in Bewegung setzen: oder warum eine interessante Geschichte, in der Absicht geschrieben, die schädlichen Wirkungen des Lasters und die gesegneten Folgen eines tugendhaften Lebens zu zeigen, eben so sehr verdient, die Feder eines Geistlichen zu beschäftigen, als ein Band Predigten, die dieselbe Absicht mit weniger Wirkung haben. Diejenigen, die so zu tadeln pflegen, reden meistentheils von der geistlichen Amtswürde: ich möchte sie aber doch fragen, ob sie glauben, daß es dem großen Erzbischoffe von Cambray zur Unehre gereichet, daß er die Begebenheiten des Telemachs geschrieben hat? Sagen sie etwan, daß er ein

Papist war: was halten Sie denn von dem frommen Bischoff Bale *), einem der ersten protestantischen Bischöffe, der ein und zwanzig Schauspiele schrieb, alle religiösen Inhalts, und selbst viele, die sich auf verschiedene Stücken des Lebens und Todes unsers geheiligten Erlösers gründeten? Gleichwohl waren sie mit so viel Geiste und frommen Eifer geschrieben, daß die Feinde unserer Religion ihn als den furchtbarsten Streiter für unsere Kirche aufs äußerste verabscheueten. Diese Autoritäten werden bey solchen Leuten vielleicht mehr, als bey mir, wägen; denn Du weißt überhaupt, daß die Autorität, oder das Ansehen der Person, bey mir wenig gilt. Wer die Vernunft für sich hat, braucht derselben nicht: und gegen die, die sie nicht haben, und die meistentheils zu jenem Vorwande ihre einzige Zuflucht nehmen, beweist es nichts mehr, als daß sich ein großer Mann so gut irren kann, als sie. Uebrigens sey dem, wie ihm wolle. Genug, ich habe im gegenwärtigen Falle eine sehr verehrungswürdige Autorität auf der Seite meiner

*) Er wurde im Jahre 1552. zum Bischoff von Offary gewählet.

Behauptung und valeat, quantum valere potest.

Es ist nach der Verbindung, die die schönen Wissenschaften unter einander haben, für einen Mann von einem ausgebreiteten Genie und einer gelehrten Erziehung beynahe unmöglich, seine Aufmerksamkeit ganz auf einen Gegenstand einzuschränken. Und warum soll denn ein Mann, der sich einer Fakultätswissenschaft gewiedmet hat, sich gerade an die einzige Kenntniß, mit Ausschließung aller übrigen, sie mögen so nützlich und angenehm seyn, als sie nur wollen, halten müssen? Die einzige Antwort, die man darauf geben kann, ist, weil er davon leben muß, weil niemand seine geistlichen Angelegenheiten, seine Gesundheit, sein Eigenthum einem Geistlichen, Arzte, oder Rechtsgelehrten sicher anvertrauen kann, der nicht seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit seinem Brodstudium wiedmet. Wenn aber das der Fall ist, wie glücklich sind die, die zu einem Handwerke erzogen sind, und die Freyheit haben, ihre müßigen Stunden auf alles das zu wenden, wohin sie ihre Neigung treibt! Wie glücklich bin ich, mein lieber Heinrich, Dank sey es meinem großmüthigen Gönner! der mich in ein Amt

geführet, das, ob ich gleich dadurch einige Stunden des Tages darauf eingeschränket bin, weiter keine Aufmerksamkeit von mir fodert, und den übrigen Theil der Zeit mir überläßt, meiner eignen Neigung zu folgen, ohne daß mein Interesse dabey leidet, oder daß ich dadurch die abgeschmackten Gesetze des so genannten Wohlstandes, oder der Schicklichkeit, beleidigen darf. Aber dreymal glücklich sind die, deren Vermögen sie in Stand setzt, sich in keine Bedienung zu drängen, die ohne allen Zwang ihrer Lieblingsneigung folgen, und ihren Fleis auf verschiedene Wissenschaften mit uneingeschränkter Freyheit wenden können! Dieß einzige ist es auch, was ein unabhängiges Vermögen wünschenswerth macht. Unter allen Arten von Freyheiten ist gewiß die Litterarische diejenige, um die ich am ersten jemanden beneiden könnte. Um desto mehr werde ich mich hüten, denjenigen für einen Müßiggänger zu halten, der sich über den Zwang unruhig bezeigt, dem ihn sein Amt unterwirft, und wann er auch gestehen sollte, daß er bey einem andern nicht weniger mißvergnügt seyn würde: denn ich bin überzeugt, daß diejenigen, die am wenigstens müßig zu seyn begehren, am meisten

wünschen, ihre Aufmerksamkeit auf einen einzigen besondern Gegenstand einzuschränken, und mithin ein gleiches Mißfallen an allen so genannten Aemtern haben. Lebe wohl.

Altamont.

Vier und dreyßigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Ich war gestern in einer Gemäldeauction. Die Schönheit der Sammlung erregte aber noch weniger meine Aufmerksamkeit, als die Wuth der sogenannten Virtuosi, die weniger auf die Schönheit eines Stücks, als auf den Ruhm des Malers zu sehen, und darnach zu bieten schienen: so daß sie sehr oft bloß den Namen kauften. Ich habe zwar, wie Du leicht denken kannst, keine große Kenntniß von Malereyen: doch hat mich meine große Liebe für sie angetrieben, keine Gelegenheit zu versäumen, den Verdiensten der verschiedenen Maler nachzuspüren, sie zu prüfen, und vermittelst eigner Beobachtung und Unterricht von andern mein Vergnügen in Betrachtung derselbigen zu vermehren. Mein

Freund, der Kenner, dessen ich in einem meiner vorigen Briefe an Dich gedachte, kam gestern zu mir, eben da ich eine Landschaft bewunderte; und da er keine Gelegenheit versäumt, sein bischen Kenntniß von diesen Dingen gegen diejenigen auszukramen, von denen er große Ursache zu glauben hatte, daß sie noch weniger davon haben, so fieng er an, mich so gleich vermittelst des Katalogus zu unterrichten, von wem die Malerey wäre, und mir die vorzüglichen Vortreflichkeiten anzuzeigen, derentwegen der Maler berühmt wäre. Er wies mir in dieser einzigen Schilderey ein Beyspiel von jeglicher Schönheit, die man, wie er gehöret hatte, dem Tintoret in seinem Leben zugeschrieben, und zeigte mir so viel untrügliche Kennzeichen, an denen man seinen Styl erkennen könne, daß ich nun auch ohne Hülfe eines Verzeichnisses des Tintorets Gemälde eben so gut zu erkennen glaubte, als ich Deine Hand kennen will, auch wenn Du deinen Namen nicht unterschrieben hast. Aber wie sehr betrog ich mich in meinem Entzücken über meine Bekanntschaft mit dem Tintoret! Denn da ich meinen eignen Katalogus genauer nachsah, fand ich, daß er in der Hitze, mir seine Kenntniß zuzeigen, die Nummer

verfehlet hatte, und daß die so hoch gepriesene Landschaft das Werk eines neuen Meisters von einem sehr mittelmäßigen Rufe sey. Ich schämte mich zu gestehen, wie schnell alle seine Schönheiten selbst in meinen Augen verschwanden. Aber in welche Verwirrung gerieth erst mein guter Freund, als er dieß Hauptgemälde für dreyßig Schillinge weggehen sah, da es nach seinem Ausspruch wenigstens siebenzig Pfund werth war.

Als ich dem Vergnügen nachdachte, welches mir selbst die Fehler dieses Gemäldes gemacht hatten, da ich sie noch für Schönheiten hielt, fiel mir die Anmerkung eines sinnreichen Moralisten, des Herrn Greville, ein, „daß gesunder Verstand und guter Geschmack oft durch die Fehler leiden, die der Albernheit und dem falschen Geschmacke ein Vergnügen machen.“ Nach diesem Grundsatze scheint es eine Frage zu seyn, ob ein feiner Geschmack und eine zu große Empfindsamkeit uns nicht mehr Vergnügen rauben, als sie uns ihrerseits verschaffen können. Die Welt ist voller Unvollkommenheiten. Falscher Geschmack und Wahn herrschen in jeder Kunst und Wissenschaft, beleidigen den

Philosophen und greifen dem Manne von einem feinen Gefühl ans Herz: die Seele aber, die auf jenen Ton gestimmt ist, und nicht nur nicht davon beleidiget wird, sondern selbst in dieser Unvollkommenheit ein Vergnügen findet, scheint also mehr Glückseligkeit zu genießen. Wann ich fünf hundert Menschen in Entzückung über ein Lied in der Komödie erblicke, indessen daß ein unglücklicher Kenner in der Musik es als abscheulich verurtheilet, und seine beiden Ohren verstopft, so frage ich bey mir selbst, ob er seine Kenntniß nicht sehr theuer bezahlet, wenn er es um den Preis geschieht, daß er unter einer so großen Menge die einzige unglückliche Person ist. Kömmt aus mehrerer Erkänntniß, oder einem feinern Gefühle, daß wir durch das, was andern Vergnügen machet, beleidiget werden; müssen wir nicht gestehen, daß es ein schmerzhafter Vorzug sey? Was erhalten wir durch einen so zärtlichen Geschmack und durch dieses richtige Unterscheidungsvermögen, das unser Vergnügen bloß auf den Begriff von Vollkommenheit einschränkt, die wir so selten finden? Schmählern wir dadurch nicht unsern Anspruch auf Glückseligkeit um so viel mehr, je größer wir die

Schwierigkeiten machen, sie zu erreichen, und je mehr wir die Anzahl der Umstände verringern, die Etwas darzu beytragen könnten? Der superficielle Mann scheint den leichtesten Zutritt zur Glückseligkeit zu haben, um den wir so gar ein Kind beneiden: eine Tändeley, ein Strohhalm, eine Feder, verschafft ihm Vergnügen. Der halbgebildete Kenner schämt sich, wie ein aufgeschoßter Schulknabe, noch an Kleinigkeiten Gefallen zu finden, indessen daß er doch zu wenig Kenntniß besitzt, an höhern Ergötzungen einen wahren Geschmack zu haben. Der Mann, der diesen nebst einer richtigen Beurtheilungskraft besitzt, raisonniret, wie mancher gelehrter und ganz ausgebildeter Mann, so viel über seine Vergnügungen, er wägt sie auf einer so strengen Wage ab, daß er in seinem Bestreben nach Vollkommenheit die Glückseligkeit darüber verliert. Nach dieser Wage scheint es, daß ein Mann von weniger Kenntniß glücklicher ist, als wir glauben. In der That, wann wir nachdenken, wie klein die Anzahl der Menschen von Genie, Geschmack und Gelehrsamkeit gegen die ganze übrige Welt von Unwissenden

ist, so würde es traurig seyn, wenn Unwissenheit und Elend unzertrennlich wären. Und doch, wenn wir wieder auf der andern Seite erwägen, wie viel Mühe und Arbeit es kostet, einen zureichenden Grad von Wissenschaft und Erkänntniß zu erreichen, und einen richtigen und geprüften Geschmack in irgend einem Theile der Wissenschaft und Litteratur zu erhalten, so würde es eben so hart scheinen, wenn kein vermehrtes Vergnügen, kein höherer Grad von Glückseligkeit der Erfolg davon seyn sollte. Im Grunde der Wahrheit aber ist keine von diesen harten Voraussetzungen der Fall. Der gelehrte, geschmackvolle Mann verliert die Frucht seiner Mühe nicht, weil er sich dieses erhöhtern Vergnügens, dieser ausgesuchten Zufriedenheit, bewußt ist, die bloß der wahre Geschmack geben und empfinden kann. Eben so wenig ist aus einem gleichen Grunde der unwissende Mann in seiner Unwissenheit unglücklich, weil er den geschmackvollen Mann nicht um die Freuden beneidet, von denen er keine Vorstellung hat. Man frage denjenigen, der ein so stumpfes Gehör hat, daß er keinen Unterschied

unter der vollkommensten Harmonie und dem äußersten Mißgetöne hat, was er von den Entzückungen denkt, die ein fühlender Tonkenner bey einer schönen musikalischen Komposition zu äußern scheint? Ist er aufrichtig, so wird er sagen, er könne es nicht begreifen: ist ers nicht, so wird er sagen, „es sey affectirt.“ Man frage ihn, ob er nicht einen Mann beneide, der so viel Geschmack an der Musik findet? Ob er es nicht für einen sechsten Sinn, für eine unschätzbare Glückseligkeit halte, und sich unglücklich preise, daß es ihm daran fehlet? — Auch nicht im allermindesten. Wie könnte er über den Mangel einer Sache klagen, deren Werth er nie gekannt hat? Aber fragt den Mann von wahrem Geschmacke und Gefühle für die Musik, was er wohl darum nehmen wollte, dieser Eigenschaft zu entbehren, so selten sich auch die Gelegenheit eräuget, ihm in der Vollkommenheit eine Genüge zu thun, als er es wünschen könnte? Seine Antwort wird uns auf einmal überzeugen, wie sehr das ausgesuchte, obgleich seltene Vergnügen des Geschmacks, der kalten, unschmackhaften Belustigung

der Unwissenheit vorzuziehen sey, ob er sie gleich täglich und stündlich haben kann. Der geschmackvolle Mann wird also mit demjenigen Mitleiden haben, der leer davon ist: aber der Unwissende wird jenen niemals darum beneiden. Er dünkt sich glücklicher, als er ist. Wie gütig hat die Vorsehung ihre Geschenke in der Welt ausgetheilet, so daß auch oft ein eingebildeter Vortheil einen wahren Mangel ersetzet!

Als daher, nach der Erzählung des Fabulisten *), die Unwissenheit von Vorurtheil, Stolz und Müßiggange in Kindesnöthen bedienet wurde, machten sich die Aeltern der Unwissenheit die Gelegenheit zu Nutze, und nannten das Kind, ohne sich lange zu besinnen, Wahrheit. Lebe wohl.

Altamont.

*) La Motte.

Fünf und dreyßigster Brief.

Altamont an Heinrich.

London.

Dein letzter Brief, den ich diesen Augenblick erhalte, macht mir einen wahren Kummer. Wollte Gott, ich könnte Deinen und meiner liebsten Charlotte Schmerz durch den Antheil erleichtern, den ich recht herzlich daran nehme. Ich weiß nur zu gut, wie schwer der Verlust eines solchen Vaters auf Euch beide fallen muß, die Ihr nie die zärtliche Sorgfalt irgend eines andern Verwandten genossen habt. Aber ist es nicht von meinem Heinrich ein wenig hart, wenn er sagt, daß er nun der weiten Welt überlassen sey, ohne Heimath, ohne Freund? Kann er zweifeln, daß nicht alles, was ich besitze, sein eigen ist? Ich hoffe, in wenig Tagen das Vermögen zu haben, meiner Charlotte einen Ehegatten zu geben, dessen zärtliche Sorgfalt ihr einigermaßen den Verlust ersetzen soll, den

sie erlitten; und meinem Heinrich einen Freund und Bruder, dessen größte Freude es seyn wird, seine Glückseligkeit zu befördern. Vielleicht komme ich mit diesem Briefe zugleich an. In zween Tagen denke ich mich auf den Weg zu machen. Ich habe einen langen Brief an meinen Vater geschrieben, um ihn auf die ernstliche Bitte vorzubereiten, die ich an ihn thun werde, die Glückseligkeit unser aller dadurch zu vermehren, daß er den Rest seiner Tage bey uns zubringe. Ich zweifle nicht einen Augenblick, Du und meine Charlotte werden mir beystehen, und ich denke, sein Widerwille gegen die Welt soll nicht so groß seyn, als der Eifer, den er allezeit für die Glückseligkeit derjenigen bezeigt hat, die er liebt. Mit welcher Freude werden wir uns alle vereinigen, ihm die noch übrigen Tage seines Lebens zufrieden und glücklich zu machen! Und ganz gewiß wird er mit Entzücken die Stelle des theuren Freundes, den er verloren, durch die Sorge für dessen Kinder zu ersetzen suchen, die derselbe hinterlassen hat. Und sollte auch dieß Vergnügen nicht unvermischt seyn: sollte die

lange Einsamkeit, wo er seinen stillen Gedanken zu sehr nachgehangen, eine Rückkehr in das Geräusche der Welt ihm einigermaßen beschwerlich machen; so wird er sich allezeit der stammelnden Stimme seines liebsten sterbenden Freundes erinnern, der Euch in den letzten Worten seiner Fürsorge empfal, und in Erfüllung dieser Bitte wird er gewiß allen Kummer fahren lassen. Er wird uns durch die Vollziehung derselbigen glücklich machen. Der Gedanke dieses sonst wahrhaftig verehrungswürdigen Mannes geht mir in der That durchs Herz, daß er sich in seinen letzten Tagen noch einer so finstern Misanthropie überläßt, welches die einzige schwache Seite seines sonst so vortreflichen Charakters ist. O mein Heinrich, wie wenig rathen wir unserer eignen Glückseligkeit, wann wir auf anderer ihre unaufmerksam sind! Welch ein Beweis von der Weisheit desjenigen ist es, der diese Welt erschuf, daß er unser Wesen selbst von der gehörigen Wahrnehmung der geselligen Pflichten gegen einander abhängig machte; ja, welch ein Beweis seiner Güte ist es, daß er uns in einem künftigen Leben für die ge-

treuen Beobachtungen dieser Tugenden zu belohnen verheißen hat, die uns in dieser allein glücklich machen können! Ja, mein Freund, wenn wir glücklich seyn wollen, so müssen wir uns der menschlichen Gesellschaft nicht entreißen, sondern mitten unter derselben uns weislich betragen. Diese liebenswürdige Philanthropie, die die Quelle jeder gesellschaftlichen Tugend ist, wird uns den Menschen werth und Gott angenehm machen. Er hat uns mit einander verbunden. Nicht dadurch, daß wir seinen Absichten entgegen arbeiten und diese Bande zerreißen, leisten wir ihm einen wohlgefälligen Dienst, sondern dadurch, daß wir die Stelle recht behaupten, die er uns angewiesen hat. Unser eigen Gefühl bestätiget dieß. Beten wir wohl jemals mit einer süßern Empfindung zu Gott, als wann wir eine gute That gegen die Menschen ausgeübt haben? So lange also, als unser Leben in einer regelmäßigen Beobachtung unserer Pflichten gegen einander ruhig dahin fließt, wird uns der Gedanke von der beständigen Gegenwart des Allmächtigen nie beunruhigen: nein, sondern uns weit mehr Muth und Stärke, als Furcht, ein-

flößen. Nur die fürchten die Gegenwart Gottes, die in ihren Pflichten gegen die Menschen nachläßig sind.

Wir kennen den, der einen ganz besondern Nachdruck auf das Gebot legte, uns unter einander zu lieben, der uns lehrte, daß die brüderliche Liebe das einzige Mittel sey, wodurch wir die Aufrichtigkeit unserer Liebe gegen ihn zu erkennen gäben. Wir dürfen also nicht die Welt fliehen, und ihre Glückseligkeiten verschmähen, weil der Genuß derselbigen mit Gefahr begleitet ist. Welcher Soldat freute sich ie der Beute, wenn er sich vor den Schrecken der Schlacht fürchtete? Nur von dem kann man sagen, daß er die Welt überwunden habe, der, ohne seine Sicherheit durch die Flucht zu suchen, unbewegt, heiter und standhaft bis ans Ende den Weg der Tugend wandelt, seine Augen unverwandt auf seine Pflicht heftet, und sich weder durch die Drohungen des Unglücks, noch durch das Lächeln der Wollust, davon abziehen läßt. Die Schrecken der Welt wird er nicht fürchten; denn er sieht darüber hinaus: und ihre Freuden wird er nicht achten;

denn er fühlt eine wesentlichere Glückseligkeit in seinem Busen, als sie ihm geben kann. Der Wollüstige wird bey ihm mit Mitleiden, und der Ehrgeizige mit Verachtung vorüber gehen. Aber wann ihre Aussichten, wie die Sonne in einem Wintertage, mit Wolken verdunkelt werden, dann werden sie ermüdet und niedergeschlagen zurückkehren wollen, und sein Gesicht so heiter, und sein Herz eben so frölich, als da sie ihn verließen, mit neidischen Augen sehen. Jede gesellschaftliche Verbindung ist ihm eine Quelle der Glückseligkeit, so wie sie eine Quelle der Pflicht ist: je thätiger die Rolle ist, die er zu spielen hat, desto mehr Glückseligkeit fühlt er, wann er sie zu seiner eignen Zufriedenheit spielet. Er vollzieht alle Pflichten der Menschenliebe mit Eifer und Wärme, und sucht keinen Beyfall, als das Wohlgefallen Gottes, und den Beyfall seines eignen Herzens. Man sehe ihn, als Sohn, als Bruder, als Ehemann, als Vater, als Freund: immer ist er geschäftig, sich immer gleich, immer heiter, und immer glücklich. Sein Leben ist eine Reihe von Glückseligkeiten für andere, und sein Tod die voll-

ständigste Erfüllung der Glückseligkeit für ihn selbst.

O mein theuerster Freund, kann man diese Folgen der Tugend sehen, und nichts mit dem weisen Manne ausrufen: „Ihre Wege sind liebliche Wege und alle ihre Steige sind Friede.“ Lebe wohl, mein Heinrich! In wenig Tagen wird, wie ich hoffe, unser aller irdische Glückseligkeit einen großen Zuwachs erhalten.

Dein

Altamont.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

P a s c a l.

Il ny a qu'un point invisible', qui soit le veritable lieu de voir les tableaux: la perspective l' assigne dans l'art de la peinture: mais dans la verité et dans la morale qui l' assignera?

[illegible]

[illegible] le véritable [illegible] perfection? [illegible] dans [illegible] le cœur [illegible] la morale qui l'éloignera?

XX VII.88